



Erlebnisberichte inhaftierter Freiberger

Zum Gedenken der Opfer des Stalinismus

Erlebnisberichte inhaftierter Freiberger

Verfaßt von Mitgliedern der Vereinigung der Opfer des
Stalinismus e.V., Bezirksgruppe Freiberg

zusammengestellt von Siegfried Walther

Redaktion: Pressebüro Freiberg

Eigenverlag

Druckerei: Carl Richter, Inh. Hannes Winkler,
Poisenttalstr. 5, 01705 Freital, Tel./Fax (0351) 6 49 19 86

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Bürgermeisters

Einleitung

Stalinismus in der sowjetischen Besatzungszone

Stalinismus in der DDR

Erlebnisbericht:

- ... aus der Sicht einer hinterbliebenen Tochter
- ... vom Leidensweg Tost - Graudenz - Fünfeichen - Buchenwald
- ... einer viereinhalb Jahre internierten Frau
- ... über die Häftlingszeit in Mühlberg
- ... eines Internierten der in die Sowjetunion deportiert wurde
- ... eines von einem sowjetischen Militärtribunal Verurteilten
- ... eines Internierten, der Jahre später durch den
Staatssicherheitsdienst der DDR erneut verhaftet wurde
- ... als Strafgefangener im Zwickauer Schloß Osterstein
- ... eines vom SSD Verhafteten und von einem DDR-Gericht
Verurteilten
- ... über eine Anwerbung als IM für den SSD

Anlagen:

Namensliste der Verstorbenen

Weiterführende Literatur

Vorwort des Bürgermeisters

Auf Initiative der Bezirksgruppe Freiberg der Vereinigung der Opfer des Stalinismus wurde an mich die Bitte gerichtet, auf dem Freiburger Donatsfriedhof einen Gedenkstein für die Opfer des Stalinismus setzen zu dürfen. Dieser Bitte habe ich gern entsprochen und gleichzeitig den Wunsch geäußert, in Ergänzung zu diesem Gedenkstein eine Aufarbeitung der Erlebnisse von Betroffenen anzufertigen. Diese Broschüre liegt Ihnen hiermit vor.

Ich bin von den Lebensberichten stark beeindruckt, kannte ich doch, wie es sicher vielen Bürgern unserer Stadt geht, kaum Einzelheiten dieser schweren Zeit. Die Betroffenen wurden ohne jede Rechtsgrundlage, ja in den meisten Fällen ohne Gerichtsurteil jahrelang in Lager gepfercht und waren dort ohne auch nur die geringste Verbindung nach Hause. Zahlreiche Menschen wurden nach rechtsstaatswidrigen Urteilen in Haftanstalten der DDR festgehalten.

Ganz besonders schlimm muß man einen solchen Freiheitsentzug ohne das Bewußtsein auch nur der kleinsten Schuld sehen. Die Gefangenen waren unter menschenunwürdigen Zuständen in vielen Fällen auf eine unbestimmte Zeit in den Lagern bzw. Haftanstalten festgehalten. Mut, persönliche Größe und das Ertragen in der Gemeinsamkeit haben vielen das Überleben ermöglicht.

Ich sehe es als die Pflicht der heutigen Generation an, dieses erlittene Unrecht wieder gut zu machen und den Betroffenen zu helfen sowie den Opfern ein bleibendes Gedenken zu bewahren.



Bürgermeister der Stadt Freiberg

Einleitung

In der vorliegenden Broschüre wird die Zeit vom 8. Mai 1945 bis zum 9. November 1989 hinsichtlich rechtsstaatswidrigem Freiheitsentzug in der sowjetischen Besatzungszone und in der DDR, speziell im Freiburger Raum beschrieben.

Die Bezirksgruppe Freiberg der Vereinigung der Opfer des Stalinismus e.V. (VOS) hält dies für erforderlich, damit für Schulunterricht, Institutionen und Ämter sowie Interessierte eine Lücke in der Geschichtsdarstellung geschlossen wird und Betroffene entsprechende Berücksichtigung finden.

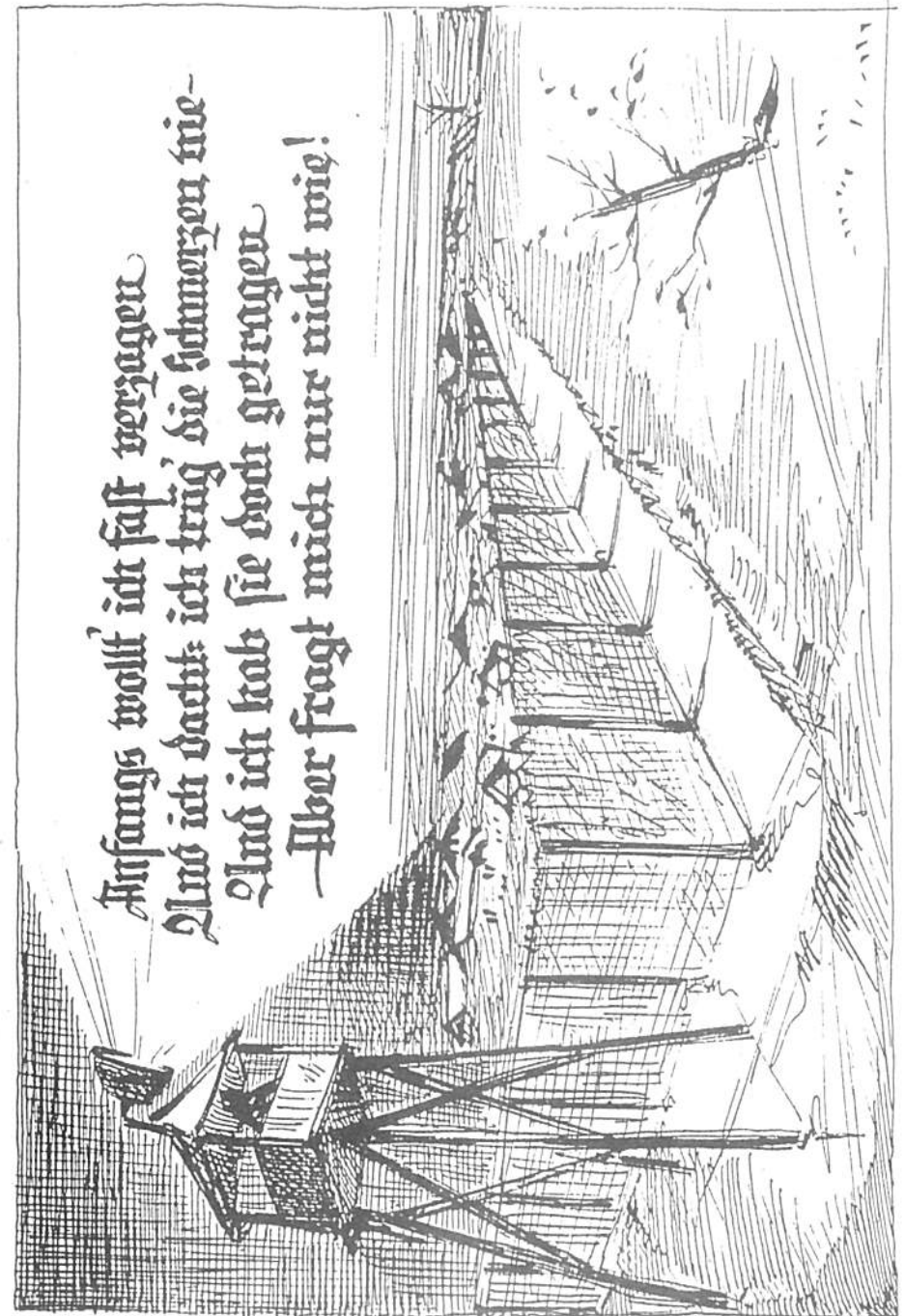
Die schrecklichen Erlebnisse dürfen nie in Vergessenheit geraten!

Diese Broschüre versteht sich als Ergänzung zu bereits vorhandenen Veröffentlichungen. Es wird darin herausgearbeitet, zu welchen menschenunwürdigen Taten Anhänger totalitärer Machtssysteme fähig sind. Dabei haben die Autoren bewußt auf die Darstellung besonders extremer Auswüchse, die nicht selten waren, verzichtet.

Die VOS versteht sich als Verfechter von Menschenwürde, Humanität und Gerechtigkeit und möchte mit dieser Broschüre dazu einen Beitrag leisten.

Extremismus, Rassenhaß und Fanatismus müssen immer wieder angeprangert und bekämpft werden. Nur so kann man den Aufbau neuer Schreckensherrschaften verhindern.

Wie verachtenswert solche Taten sind, erfährt der Leser aus den persönlichen Erlebnisberichten.



Anfangs wollt' ich fast verzagen
Und ich dachte: ich trag' die Schmerzen tie-
Und ich hab sie doch getragen
— Aber fragt mich nur nicht wie!

Allgemeine Darstellung der Situation

- Stalinismus in der sowjetischen Besatzungszone -

Hinter der Front der sowjetischen Truppen erschienen 1945 in den besetzten Gebieten sofort Angehörige des NKWD (Volkskommissariat für Staatssicherheit). Dieses wurde 1946 nach mehreren vorherigen Umbenennungen und unterschiedlichen Unterstellungen in ein Ministerium mit der Bezeichnung MWD (Ministerium für Innere Angelegenheiten) umgewandelt. Der Auftrag und die Handlungen beider Institutionen waren darauf gerichtet, die Staatssicherheit der SU (Sowjetunion) fest im Griff zu behalten bzw. zu erzwingen. Bereits zu Beginn des Aufbaus der SU nach der Revolution 1917 nutzte die Sowjetmacht die vorwiegend in Sibirien befindlichen Arbeitslager der Zarenherrschaft. Die so entstandenen sowjetischen Straflager, sogenannte Gulags, beschrieb der Nobelpreisträger Alexander Solschenizin als Betroffener in seinem Werk „Archipel Gulag“. Anzahl, Aufbau, Aufgaben, Art und Menge der Inhaftierten sowie der Todesopfer - die er seit Bestehen der SU mit etwa 60 Millionen angibt - werden darin ausführlich dargestellt. Unter Stalin wuchsen diese Lager zu einer grausamen Perfektion heran.

Mit diesen Erfahrungen errichtete das NKWD während und nach dem Zweiten Weltkrieg in den besetzten Gebieten sogenannte Speziallager. Zunächst entstanden für kurze Zeit fünf Lager in Polen. Es handelte sich um die Lager Posen (April bis Dezember 1945), Oppeln (Juni bis November 1945), Tost (Juni bis November 1945), Landsberg (Juni 1945 bis Januar 1946) und Graudenz (November 1945 bis Februar 1946). In diesen Lagern befanden sich nicht nur Deutsche, sondern die verschiedensten Nationalitäten, auch Sowjetbürger, die als Ostarbeiter oder Kriegsgefangene in Deutschland waren und sich in die Heimat durchschlagen wollten. Diese wurden als Verräter oder Spione betrachtet und deshalb in die Gulags gebracht.

zur Bildung von elf Speziallagern durch Neuerrichtung, Nutzung vorhandener Kriegsgefangenenlager und ehemaliger Konzentrationslager aus der Nazizeit. Im einzelnen handelt es sich um die Lager Frankfurt/Oder (Mai bis Oktober 1945), Wessow bei Werneuchen (Mai bis August 1945), Berlin-Hohenschönhausen (Mai 1945 bis Oktober 1946), Ketschendorf (Mai 1945 bis Februar 1947), Jamlitz (September 1945 bis April 1947), Torgau (September 1945 bis März 1947), Fünfeichen (Juni 1945 bis November 1948), Mühlberg (September 1945 bis November 1948), Bautzen (Mai 1945 bis Februar 1950), Buchenwald (August 1945 bis Februar 1950) und Sachsenhausen (August 1945 bis März 1950).

Natürlich geschah der Aufbau nur mit der Absicht, die Lager mit Menschen zu belegen, die als Gegner des sowjetischen Systems angesehen wurden. Es entstand in der SBZ eine fürchterliche Verhaftungswelle, deren Hauptzeit von Mai 1945 bis Mitte 1946 dauerte. Diese ging auch an Freiberg und seiner Umgebung nicht vorbei.

Es muß aber schon hier betont werden, daß die verhafteten Männer und Frauen mit einem hohen Anteil Jugendlicher keine belasteten Nationalsozialisten waren. Diese entzogen sich durch Selbstmord und Flucht ihrer Verantwortung, die übrigen wurden von sowjetischen Militärtribunalen oder anderen Gerichten verurteilt. Die Verhaftungswellen setzten die eigentlich aufatmende kriegsmüde Bevölkerung nach den Aufregungen beim Einmarsch sowjetischer Truppen erneut in Schrecken und Angst.

Leider sind die Aufzeichnungen aus dieser Zeit unvollständig. Es konnten aber Wochenberichte des damaligen Oberbürgermeisters von Freiberg an die Landesverwaltung Sachsen gefunden werden. Sie beinhalteten die von der Polizeiabteilung vorgenommenen Verhaftungen und die Übergabe als politische Häftlinge an die sowjetische Justizbehörde.

Danach sind in der Woche zum:

25.08.1945	14 Personen
31.08.1945	39 Personen
08.09.1945	52 Personen
15.09.1945	22 Personen
21.09.1945	46 Personen
28.09.1945	36 Personen
06.10.1945	28 Personen
13.10.1945	21 Personen
20.10.1945	9 Personen
27.10.1945	4 Personen
03.11.1945	17 Personen
10.11.1945	8 Personen
17.11.1945	12 Personen
24.11.1945	13 Personen
01.12.1945	1 Person
08.12.1945	2 Personen
14.12.1945	4 Personen
21.12.1945	2 Personen
28.12.1945	2 Personen
05.01.1946	6 Personen
11.01.1946	1 Person

Weitere Angaben, speziell zu den Verhaftungen, die bereits im Mai 1945 und nach dem 19. Januar 1946 erfolgten, sind bisher nicht gefunden worden.

In Freiberg wurden zum Gefangenhalten der Verhafteten die Fronfeste in der Nonnengasse 1a, die nach Polizeiberichten aus einer Einzelzelle und fünf Zellen für insgesamt 77 Personen

stand, und das Gefängnis an der Beethovenstraße genutzt. Die Fronfeste stand unter deutscher Leitung, das Gefängnis unter der des NKWD. Die Verhaftungspraxis glich der anderer Gebiete der SBZ. Die Auswahlkriterien der Personen sind nicht bekannt, sie beruhte aber meist auf Denunziationen, Namensangaben durch Verhaftete zum „Freikauf“ u.a.. Die Durchführung oblag der deutschen „Antifa-Polizei“, die Personen zu Hause, auf der Arbeitsstelle oder auf der Straße festnahmen. Andere wurden zu einer „kurzen“ Aussprache bestellt, die Jahre dauerte, oder es war von dem Betroffenen nie wieder etwas zu hören. Nur selten erfolgten Verurteilungen durch sowjetische Gerichte und Tribunale.

Nur ein geringer Teil der Verhafteten blieb länger in der Fronfeste. Die dortige Aufenthaltsdauer war relativ kurz. Die meisten übergab die Polizei der NKWD im Gefängnis. Ein sehr kleiner Teil wurde entlassen und wenige kamen vor ein Tribunal. Die meisten der Verhafteten brachte die „Antifa-Polizei“ sofort ins Gefängnis oder in die Kommandantur in der Wallstraße und übergab sie der NKWD.

Nach Aufnahme der Personalien und Abnahme von Ausweis, Wertsachen, Schnürsenkel, Gürtel, Hosenträger sowie Krawatte ging es in die Zelle, in der man dann allein war und das Geschehene erst einmal erfassen, ordnen und verdauen mußte. Es folgten lange Verhöre zu nächtlicher Stunde oft mit Repressalien, um die Schuld als Naziverbrecher oder Werwolfangehöriger zu erzwingen. Die Verhöre führten sowjetische Offiziere des NKWD in Gegenwart eines zum Teil schlecht deutsch sprechenden Dolmetschers durch. Die von den Verhören angefertigten Protokolle waren mit kyrillischer Schrift in Russisch abgefaßt. Diese mußten unterschrieben werden. Weigerungen, weil man den Inhalt nicht kannte, führten zu Gewalttätigkeiten bis zur Unterschriftsleistung.

Um das Gefängnis für weitere Verhaftete wieder frei zu machen, wurden in unregelmäßigen Zeitabständen Transporte zusammengestellt, die auf, meist auch bei Kälte offenen, Militärlastwagen



Gräberfeld in Mühlberg



Erstmals nach 42 Jahren konnten ehemalige Insassen und Angehörige den Standort des Lagers besichtigen und die Toten ehren.

erfolgten. Die Inhaftierten saßen direkt auf der Ladefläche jeweils auf den Beinen des Hintermannes, wodurch Fluchtmöglichkeiten ausgeschlossen wurden. Trotzdem befand sich eine starke bewaffnete Bewachung mit Hunden auf dem Fahrzeug. Die Transporte von Freiberg gingen hauptsächlich nach Bautzen und Mühlberg. Von dort aus kam es zu weiteren Transporten in andere Lager, so daß Inhaftierte, die als Internierte bezeichnet wurden, aus Freiberg und Umgebung in allen Lagern zu finden waren.

Wenige, die vermutlich stärker verdächtigt wurden, kamen von Freiberg erst nach Dresden in die sächsische Richtstätte „Münchner Platz“, bevor sie zu langjährigen Strafen verurteilt oder direkt in die Lager eingewiesen wurden.

Die genannten Speziallager befehligten und bewachten uniformierte Angehörige des NKWD. Im Lager herrschte die Selbstverwaltung. Lagerleiter, Zonen- und Barackenälteste, Ärzte, Köche, Bäcker, Handwerker, sogar die interne Lagerpolizei rekrutierte aus Internierten. Nur die zur Er- und Unterhaltung des Lagers notwendige Arbeit durfte verrichtet werden, obwohl jeder zur Abwechslung im tristen Lageralltag gern gearbeitet hätte. Meist waren Tätigkeiten mit einer geringen Aufbesserung der täglichen, kaum ausreichenden Nahrungszuteilung verbunden. Besonders schwer war es als Pflegepersonal im Lazarett, im Beerdigungs- oder Jauchekommando unter den gegebenen Bedingungen zu arbeiten.

Hier muß aber hervorgehoben werden, daß Nichtstun neben Hunger eine kaum vorstellbare Folter ist. Die Unterbringung der Inhaftierten war von der jeweiligen Ausstattung des Lagers abhängig. In Mühlberg beispielsweise bestanden die Unterkünfte aus Baracken, die durch einen mit ausbetonierten Rinnen und kaltem Wasser ausgestatteten Waschraum in zwei Räume aufgeteilt waren. In diesen Hallen mußten sich jeweils 250 Personen aufhalten. Nachts standen den 500 Personen nur zwei Trockenklos zur Verfügung. Tagsüber mußten die wegen

Chlorkalkgeruch kaum betretbaren Latrinen benutzt werden. Mehrere Baracken waren durch Stacheldrahtumzäunung zu einer Zone zusammengefaßt, die ohne Genehmigung nicht verlassen werden konnte. Als Liegestätten dienten etwa zwei Meter tiefe, regalähnliche, doppelstöckige, hölzerne Pritschen rund um den beschriebenen Raum. Die Insassen lagen auf blankem Holz ohne Unterlage, einer neben dem anderen mit jeweils etwa 50 Zentimeter Platz. Selbst in den kältesten Wintertagen stand nur eine Decke zur Verfügung. Der Fußboden bestand aus lose in den Sand verlegten Ziegelsteinen. Darauf standen zwei gemauerte Öfen mit langen Abzugsschächten zum zentralen Schornstein. Notdürftig zusammengenagelte lehnlose Bänke an ebensolchen Tischen reichten nicht für alle gleichzeitig, obwohl die Liegestätten tagsüber nicht benutzt werden durften. In den Baracken ohne Zwischendecke gefror in der kalten Jahreszeit der aufsteigende, kondensierende Wasserdampf und bildete an der Dachinnenseite Eiszapfen, die bei Erwärmung oder Sonnenschein tauten. Das herabtropfende Schmelzwasser durchnäßte die Schlafdecken.

In Buchenwald gab es auf Grund der Ausstattung des ehemaligen Konzentrationslagers doppelstöckige Feldbetten (ohne Unterlage), kleinere Räume und einen besseren Waschraum. In diesem befanden sich auch Toilettenbecken mit Wasserspülung, falls das Wasser angestellt war.

Die Internierten besaßen keine Eßbestecke, sondern nur alte Löffel

oder löffelartige Gebilde. Als Teller- und Schüssellersatz mußten im Lagergelände gefundene Stahlhelme, Ofenkacheln, verrostete Blechbüchsen oder sonstige Behältnisse verwendet werden. Es gab keine Wechselwäsche, kein ordentliches Handtuch, keine Zahnbürste und gleich gar keine Zahncreme, keinerlei Papier - auch für die Toilette nicht -, kein Schreib- und Rasierzeug und keinen Kamm. Niemand hatte die Möglichkeit nach Hause zu schreiben oder Post zu empfangen.

Unter den hygienischen Bedingungen des Lagers gediehen Flöhe, Läuse und Wanzen prächtig. Alle Insassen hatten unglaublich darunter zu leiden.

Singen war nicht erlaubt, obwohl in Mühlberg durch einen kulturbegeisterten sowjetischen Lagerkommandanten kurzzeitig ein Theater, ein Chor und ein Orchester existierten. Die Aktiven waren alle Lagerinsassen. Sie sangen und spielten für die Leidensgefährten, aber auch für das sowjetische Personal. Schachspielen war erlaubt. Da es weder Figuren noch Schachbretter gab, wurden letztere in Tische geritzt. Die Figuren entstanden aus Ziegelstein oder Holz. Es war erstaunlich, was durch den Einfallsreichtum und mit primitiven Werkzeugen geschaffen wurde. Die Inhaftierten halfen sich selbst, den traurigen Alltag dadurch zu verbessern, indem ausgesprochene Experten aus den verschiedensten Fachgebieten inoffizielle „Vorträge“ hielten, von denen besonders Jugendliche profitierten.

Medikamente gab es ungenügend, gleiches gilt für Verbandszeug und medizinische Geräte. Operiert werden mußte auf einem umfunktionierten Küchentisch unter einer primitiven Lampe. Nadeln zum Vernähen der Wunden wurden im Lager aus Fahrradspeichen angefertigt.

Genauso primitiv sah es in der Zahnstation aus, wo nur in dringenden Fällen behandelt werden konnte.

Die unmenschlichen Lebensbedingungen führten dazu, daß Dystrophie, Ödeme, Tbc, Ruhr, Typhus, Furunkulose sowie andere auf Verunreinigungen und mangelhafte Ernährung zurückzuführende Krankheiten um sich griffen. Viele Todesfälle sind auf diese Gründe zurückzuführen.

Im Frauenlager herrschten ähnliche Bedingungen, aber in abgeschwächter Form. Die Frauen konnten mit mehr Lebensmut und weiblichem Geschick die Umstände besser bewältigen. Deshalb starben prozentual weniger Frauen als Männer.

Jeweils vier Träger des Beerdigungskommandos brachten die Toten, die in Decken lagen, aus dem Lager. Sie wurden in Massengräbern ohne Markierung mit Chlorkalk überschüttet und

verscharrt. Zunächst behielten die Toten ihre Kleidung an, später zog man sie ihnen aus, weil die Lebenden die Kleidung nötig brauchten.

Während des tristen Lageralltages kam es immer wieder vor, daß Namen aufgerufen wurden. Die Aufgerufenen mußten sofort mit ihren wenigen Habseligkeiten mitgehen. Gering war die Zahl der Glücklichen, die entlassen wurden, weil ihre Angehörigen in der neuen Gesellschaftsordnung eine herausragende Stellung einnahmen und sich deshalb für die Freilassung erfolgreich einsetzen konnten. Andere Aufgerufene waren Spezialisten, die in der SU auf ihrem Spezialgebiet zum Einsatz kamen. Einzelaufrufe betrafen aber auch Personen, die politisch belastet waren und einer Verurteilung durch die sowjetischen Militärtribunale zugeführt wurden. Diese Strafen waren in der Regel sehr hoch. Abgesehen von wenigen Todesurteilen mußten die Verurteilten ebenfalls in der SU arbeiten. Bei Aufrufen größeren Umfangs handelte es sich um ein Zusammenstellen von Transporten in sowjetische Arbeitslager. Der Einsatz erfolgte im Berg- und Gleisbau, im Baugewerbe oder im Wald, meist weit im Osten der SU. Auch hier waren die Bedingungen außerordentlich schlecht und für mitteleuropäische Maßstäbe kaum vorstellbar.

Wie aus der Aufzählung der Lager hervorgeht, wurden diese zu bestimmten Zeiten aufgelöst. Die Inhaftierten kamen dann in andere, noch bestehende Lager. Im Spätsommer 1948 erfolgte eine größere Entlassungsaktion. Die Entlassenen wurden zu strengster Geheimhaltung verpflichtet. Trotzdem wagten viele, Angehörige über verbliebene Kameraden zu unterrichten. Über Todesfälle zu sprechen, war so gefährvoll, daß dies in der Regel unterblieb. Aus unergründlichen oder auch willkürlichen Überlegungen und ohne Begründung wurde der Rest der Inhaftierten in die noch bestehenden Lager Bautzen, Buchenwald oder Sachsenhausen transportiert. Diese Lager blieben ohne wesentliche Änderung der Bedingungen bis Anfang 1950 bestehen. Während dieser Zeit ist offensichtlich in Zusammenarbeit mit deutschen Behörden und unter dem Einfluß der Gründung der

DDR über die Auflösung der Lager entschieden und eine Auslese noch zu Verurteilender getroffen worden. Zu diesem Zeitpunkt wurden einige Tausend Internierte entlassen und etwa 3500 in die Strafvollzugsanstalt Waldheim überführt. Darunter waren auch Freiberger. Deutsche Richter der erst gegründeten DDR verurteilten dort diesen Personenkreis zu langen Haftstrafen und in 32 Fällen zum Tode wegen ihrer Nazivergangenheit.

Diese Vorgänge sind als Grundstein für den Aufbau der DDR-Justiz und des nach sowjetischem Muster arbeitenden Staatssicherheitsdienstes zu betrachten.

Auch die nunmehr Entlassenen verpflichtete man unter Androhung hoher Strafen zu strengstem Schweigen. Deshalb war diese Zeit hinsichtlich der kaum glaubhaften Menschenrechtsverletzungen in der DDR nur unter den Betroffenen und deren Angehörigen bekannt. Die in die Bundesrepublik Entlassenen veröffentlichten darüber Berichte, die aber in der DDR als Lüge und Hetze abgestempelt wurden.

Die Bilanz dieser kaum vorstellbaren Geschehnisse ist laut sowjetischer Archivdokumente in der Zeit von 1945 bis 1950 die Internierung von 122 671 Deutschen. Davon wurden 45 262 entlassen, 14 202 dem Mdl der DDR übergeben, 12 770 in die SU deportiert und 756 von den sowjetischen Militärgerichten zum Tode verurteilt. 42 889 Häftlinge starben und nur 212 Häftlinge konnten flüchten. Zuverlässige Schätzungen gehen weit über diese Zahlen hinaus. Danach handelte es sich um 160 000 bis 260 000 Gefangene und um 65 000 bis 85 000 Todesopfer. Die Mittelwerte aus den letzteren Zahlenangaben entsprechen sicher der Realität. Etwa ein Drittel der Internierten hat das Inferno nicht überlebt. Ein Teil der Überlebenden kam mit beachtlichen Haftschäden, die mit zunehmendem Alter immer stärker in Erscheinung treten, nach Hause. In jedem Fall kam es zu beruflichen und bei Jugendlichen zu ausbildungsmäßigen Einbußen.

Bisherige, wegen fehlender Registrierung unvollständiger Erfassungen in Freiberg und dem Landkreis ergaben, daß von 1945 bis 1950 493 Personen betroffen waren. 134 davon mußten in dieser Zeit ihr Leben lassen. Unter den Verhafteten befanden sich 58 Jugendliche im Alter zwischen 13 bis 17 Jahren.

Stalinismus in der DDR

Mit der Gründung der DDR nahm der Einfluß sowjetischer Sicherheitsbehörden ab. Nur diejenigen Deutschen, die sich zu diesem Zeitpunkt noch in Gefangenschaft in der SU befanden oder von sowjetischen Militärtribunalen verurteilt waren, litten direkt weiter unter den Schikanen des NKWD.

Zur Sicherheit der jungen DDR wurde nun nach dem Vorbild der SU ein eigener Sicherheitsapparat aufgebaut. Die erforderlichen Maßnahmen führte zunächst die politische Polizei, als K 5 bezeichnet, durch. Aus dieser wuchs dann der berüchtigte Staatssicherheitsdienst (SSD), auch Stasi genannt. Dieser stellte, von der Staatsregierung und damit der Staatspartei SED getragen, eine selbständige und große Machteinheit dar.

Im Artikel 27 der DDR-Verfassung hieß es: „Jeder Bürger der DDR hat das Recht, den Grundsätzen dieser Verfassung gemäß seine Meinung frei und öffentlich zu äußern. Niemand darf benachteiligt werden, wenn er von diesem Recht Gebrauch macht...“. Diesem Grundrecht der Bevölkerung standen die Maßnahmen des SSD diametral entgegen. Da die freie Meinungsäußerung der Bürger zu einer Gefahr für die DDR werden konnte, mußte sie unterbunden werden. Deshalb überzog der SSD die DDR mit einem Netz von Überwachungsmöglichkeiten. Man untersagte den Empfang westlicher Radio- und Fernsehsendungen und verhinderte den Postversand westlicher Literatur in die DDR. Bei letzterem war es völlig unerheblich, ob es sich um politische oder reine Fachliteratur handelte. Ausgenommen davon waren bestimmte Institutionen und Einrichtungen, die in geringem Umfang spezielle Literatur beziehen durften. Auch ein Gartenbuch aus dem Westen erreichte in der Regel den Adressaten nicht. Anfang der sechziger Jahre wurden FDJ-Mitglieder so aufgehetzt, daß sie in einigen Fällen sogar die Masten von Westantennen absägten.

Neben einer großen Zahl hauptamtlicher Mitarbeiter des SSD arbeiteten meist gut bezahlte informelle Mitarbeiter (IM) eng mit

dem SSD zusammen. Sie wurden unter den verschiedensten Umständen mit unterschiedlichsten Methoden und Vorwänden angeworben. So mußten Betriebsleiter, Parteifunktionäre, leitende Mitarbeiter und Reisekader regelmäßig Stimmungsberichte abgeben, aus denen die entsprechenden Schlußfolgerungen gezogen werden sollten. Das gelang aber offenbar gegen Ende der DDR überhaupt nicht mehr.

Im Ergebnis kam es zu praktischen Eingriffen in das Privatleben mit beruflichen Nachteilen und Freiheitsentzug. In einigen Fällen wurde die Todesstrafe vollzogen.

Überall mußte mit der Anwesenheit von Spitzeln gerechnet werden. Man scheute sich nicht, diese auch in den Bekannten- oder Freundeskreis einzuschleusen. Unliebsame Personen wurden zunächst registriert, sie bekamen also eine Akte. Als Gründe reichten Witze über den Staat oder dessen führende Vertreter, der Besitz westlicher Literatur und Flugblätter sowie die unter Verletzung des Postgeheimnisses bekannt gewordenen schriftlichen Äußerungen aus. Eine Zeitlang wurde die „feindliche Gesinnung“ bereits aus dem Tragen von Jeanskleidung geschlußfolgert.

Daß Fluchtversuche oft mit dem Tod endeten ist bekannt. Antragsteller für die offizielle Ausreise wurden besonders beobachtet und verloren meist ihr Anstellung im volkseigenen Sektor.

Mit zunehmendem Alter der DDR mußte der Sicherheitsapparat immer weiter ausgebaut werden, was in Freiberg auch die Errichtung des Gebäudes an der Leipziger Straße zur Folge hatte. Im Volksmund, unter vorgehaltener Hand natürlich, bekam das Haus auch seinen Spitznamen „Volksschwimmhalle“. Jeder der gegen den Strom schwamm mußte dort hinein.

Wer verhaftet wurde kam in die Untersuchungshaftanstalt des SSD am Kaßberg (Karl-Marx-Stadt). Dort wurden die Prozesse durch Verhöre mit oft menschenunwürdigen Maßnahmen vorbereitet. Bei den Verurteilungen durch die Justizbehörden der DDR kam es meist zu unverhältnismäßig hohen Strafen. Zum

Transport der Verurteilten in die verschiedenen Strafvollzugsanstalten dienten fünf Reichsbahnwaggons, die von außen wie normale D-Zugwagen aussahen. In jedem konnten bis zu 75 Gefangene in 16 Vierer- und zwei Fünferzellen, einer Spezialisations- sowie einer Arrestzelle transportiert werden. Die Fenster waren innen vergittert und mit Milchglas versehen. Es gibt schlimme Berichte über Mehrtagesfahrten in diesen Waggons, die meist an andere Züge angehängt wurden. Die Transporte führten quer durch die DDR und der Volksmund nannte das ganze „Grotewohl-Expreß“. Wenn man sich dagegen die Ausstattung des Reisewagens vom Staatsratsvorsitzenden vor Augen führt, versteht man die Gegensätze zwischen Volk und Regierung besonders gut.

Betroffene aus dem Landkreis Freiberg erinnern sich an die Qualen dieses Transportes.

Berüchtigt zur Verbüßung der Freiheitsstrafen waren die Strafvollzugsanstalten von Bautzen (Mielkes Privatknast), Cottbus, Torgau, Waldheim, Zwickau, Brandenburg, Halle (Roter Ochse), Hoheneck (Frauengefängnis) und andere. Man muß immer wieder daran erinnern, daß all diese Verurteilten keine rechtsstaatswidrigen Handlungen begangen hatten. Sie wurden gedemütigt, ihrer Freiheit beraubt und litten oft hungernd und frierend, von Ungeziefer geplagt. Übergriffe des Aufsichtspersonals waren nicht selten, sogenannte politische Häftlinge wurden mit gemeinen Mördern in einer Zelle untergebracht. Viele Gefangene mußten im Bergbau und in anderen Schwerpunktbetrieben arbeiten. Bei besonders schweren Arbeiten wurde für einen Arbeitstag mehr als ein Hafttag angerechnet, und so konnte die meist langjährige Freiheitsstrafe früher beendet werden. Die Arbeitsleistung wurde bezahlt, das meiste aber wieder für Kost und Logis abgezogen. So blieb für persönliche Einkäufe kaum etwas übrig. Briefe nach Hause, Post- und Besuchsempfang waren in großen Abständen unter strenger Kontrolle erlaubt.

Die Haftbedingungen für die politischen Häftlinge in der DDR entsprachen in keiner Weise einem rechtsstaatlichen Strafvollzug.

Besonders aktiv war der SSD mit Verurteilungen nach dem Arbeiteraufstand am 17. Juni 1953 und nach dem Bau der Mauer am 13. August 1961. Dies trifft auch für die Zeit der Bildung der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften und der Umwandlung mittlerer Privatbetriebe in volkseigene Betriebe zu. Widerstand gegen diese Enteignungen führten zu Verfolgungen durch den SSD. Ein besonders erwähnenswertes Kapitel in der Geschichte der DDR ist der Handel mit politischen Häftlingen. Der Staat, der ständig über den Menschenhandel in kapitalistischen Ländern berichtete, verkaufte seine Häftlinge gegen harte Währung. Der Preis für einen Häftling stieg, je nach seiner Popularität, in den letzten Jahren der DDR auf etwa 96.000 DM an. „Bezahlt“ wurde dieser Wert in Form von Warenlieferungen, z.B. mit Südfrüchten zur Weihnachtszeit. Die Bundesrepublik Deutschland machte mit. Einmal, um den Menschen in die Freiheit zu verhelfen, andererseits um den Lebensstandard der DDR-Bevölkerung zu verbessern. Die Auswahl der freigekauften Personen ist häufig undurchsichtig. Sicher gab es auch einen Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher Situation der DDR und der Anzahl der Verhaftungen.

Bis zum Zusammenbruch der DDR sind laut „Freiheitsglocke“ noch einmal 190.000 Menschen verhaftet worden, von denen 20.000 in der Haft umkamen. Die Zahl der Betroffenen im Freiburger Raum läßt sich wegen fehlender Unterlagen trotz größter Bemühungen nicht angeben. Sie ist aber sehr hoch. Ein Todesfall im Zuchthaus Waldheim ist bekannt.

Die letzte „Tat“ des SSD waren wohl Projekte zur Bildung von flächendeckenden Internierungslagern für den Ernstfall. Das Ziel war, die dem DDR-Regime kritisch gegenüberstehenden Personen zu isolieren und damit mundtot zu machen. Ein kaum auszudenkender Gewaltakt war in Vorbereitung und schon mit deutscher Gründlichkeit organisiert.

Allein diese Erkenntnisse lassen die Wiedervereinigung Deutschlands ohne Blutvergießen zu einer bedeutenden Tat in der deutschen Geschichte werden. So hat letztlich die in Schulen und Universitäten immer wiederkehrende Belehrung über die Macht des Volkes mit den Worten der Wende „Wir sind das Volk“ ihre Früchte getragen.



Ehemalige Lagerstraße in Mühlberg, die Baracken standen rechts und links davon.

Freiburg

... aus der Sicht einer hinterbliebenen Tochter

Mein Vater war 12 Jahre Hausmeister im Landgericht Freiberg in der Beethovenstraße, wo wir auch wohnten. Nach dem Einmarsch sowjetischer Truppen in Freiberg mußten wir, meine Eltern, meine Schwester mit ihrem Kleinkind und ich, die Wohnung verlassen, ohne sie wieder betreten zu dürfen. Der Mann meiner Schwester war bei den Soldaten. Wir hatten nur einen Handwagen mit etwas Hausrat mit. Der Bruder meiner Mutter nahm uns auf, bis wir nach langen Bemühungen eine Wohnung zugewiesen bekamen.

Am 14. Mai 1945 wurde mein damals 51 Jahre alter Vater von Antifapolizisten von der Straße weg verhaftet. Wir wurden davon nicht unterrichtet und warteten mit großer Sorge auf ihn. Durch gute Bekannte erfuhren wir schließlich, daß er sich in der Fronfeste befände. Nach 14 Tagen kam er verlaust wieder, ohne über die Erlebnisse dieser Tage sprechen zu dürfen.

Am 31. August 1945 mußte sich mein Vater im Stadthaus II, Heubnerstraße, bei der Kriminalpolizei melden. Eine Decke und ein Wintermantel waren mitzubringen. Von dort brachte man ihn in das Gefängnis in der Beethovenstraße, das unter der Verwaltung des NKWD stand.

Hinter vorgehaltener Hand erfuhren wir, daß er mit anderen Inhaftierten um den 10. September herum in das Gefängnis nach Bautzen transportiert worden sei. Amtliche Benachrichtigungen oder persönliche Lebenszeichen gab es nicht. Erst 1948 berichteten Entlassene mit der Bitte um Verschwiegenheit, daß mein Vater im Februar 1947 im Lager Jamlitz gesehen worden sei. In diesem Zusammenhang wurde auch der ehemalige Oberbürgermeister Dr. Werner Hartenstein erwähnt.

Außer dieser Information haben wir von unserem Vater nichts mehr gehört. Meine Mutter mußte 33 Jahre lang allein leben. Seit 1950 bezog sie eine geringe Altersrente und eine Witwenrente von anfänglich 22,50 Mark bis zu ihrem Tod 1978.

... vom Leidensweg Tost - Graudenz - Fünfeichen - Buchenwald

15.5.1945 bis 7.2.1950

Vor 50 Jahren begann nach Verhaftung und unangenehmem Aufenthalt im Gefängnis bei der NKWD am 26. Mai 1945 für 62 Freiberger ein kaum vorstellbarer Marsch in Elend und Unge-
wißheit. Nur 15 kehrten davon im Februar 1950 wieder heim.

Es waren Bürger, die als ehrliche Handwerksmeister, Bauern, Angestellte der Stadt und Behörden, Bergleute, Hüttenleute, Lehrer und Kaufleute, die von Kommunisten und Denunzianten - als Opfer des NS-Sytems auftretend - den Sowjets ans Messer geliefert wurden. Aber es war eine Zeit, in der man Opfer suchen mußte und natürlich fand. So konnte auch persönlicher Haß ungehemmt entladen werden. Wir marschierten aus dem Gerichtsgefängnis die Leipziger Straße entlang. Der Bauer L. lief, und das wußte er noch nicht, zum letzten Mal an seinem Bauernhof vorbei. Er starb bereits 1945 im Lager Tost.

Eskortiert von Angehörigen der NKWD marschierten wir den langen Weg über Nossen, Ostrau, Oschatz, Riesa, Lichtensee, Gröditz, ganze 170 km, bis nach Luckau ins Zuchthaus. Hier wurden wir in Güterwagen verladen und fuhren nach Bautzen. Dort im Zuchthaus wurde die Kolonne neu zusammengestellt und in 8 bis 10-er Reihen durch die Stadt zum Bahnhof getrieben. Hier erfolgte die Verladung in Richtung Tost (Oberschlesien), Bahnstation Groß-Strehlitz.

Über dieses Lager berichtet ein zum 40. Jahrestag der Auflösung desselben vom Bürgerkomitee Toszek-Wielowies gestiftetes Denkmal mit einer Inschrift in deutscher und polnischer Sprache:

"Der II. Weltkrieg hat auch der Stadt Toszek viele tiefe Wunden hinterlassen. Eine von diesen Wunden ist mit dem im Jahre 1945

auf dem Gelände der heutigen Psychiatrischen Klinik errichteten Internierungslager verbunden. In dem vom NKWD geleiteten Lager sind mehr als 3000 Menschen unter erbärmlichen Umständen gestorben. Am Rande der Stadt wurden die Leichen mit Verachtung der menschlichen Würde in Massengräbern verscharrt.

Für die Generation, die den Krieg und die Nachkriegszeit hier in Europa erlebt hat, ist es verständlich, warum über diesen Teil unserer Geschichte lange Jahre geschwiegen wurde.

Mit dem Errichten des Denkmals in der Nähe der Massengräber wollen wir dazu beitragen, daß die mit dem Lager verbundene Wunde endlich heilen kann. Das Kreuz, das für uns Christen ein Zeichen des Leidens aber auch ein Zeichen der Hoffnung ist, sollte uns alle in unseren Bemühungen stärken, das gesellschaftliche Leben aller Völker und Nationen so zu gestalten, daß es nie wieder zu einer solchen Verachtung der menschlichen Würde kommen möge.

Bürgerkomitee Toszek-Wielowies"

Es muß mir erspart bleiben, ich erkrankte dort selbst schwer an der Ruhr, aber überstand alle Nöte, Ängste und Demütigungen, Einzelheiten zu schildern. Bekannt ist mir, daß im November 1945 zwei Freiberger heimkehrten. Es waren Paul S. und Hans J.. Letzterer wurde aber wieder verhaftet und war bis zum Februar 1950 in Sachsenhausen und Buchenwald.

Die Festung Graudenz war dann für wenige Wochen am Jahresende 1945 für mich die nächste Station. Im Januar 1946 wurde ich in das Lager Fünfeichen bei Neubrandenburg gebracht.

Hier bekam ich eine Lungenentzündung und wurde deshalb in eine Krankenbaracke verlegt. Glücklicherweise konnte ich auch diese Erkrankung überleben. Allerdings brachte in diesem Zusammenhang eine erneute Denunziation die Versetzung in die Sonderbaracke „B1“. Hier traf ich einen weiteren Freiberger, Erich R., der das Glück hatte, in einer Werkstatt tätig zu sein sowie zwei Kameraden aus dem Heimatort meiner Frau.

Die Mißstände hinsichtlich Unterkunft, Verpflegung, Hygiene, fehlender Briefkontakte, medizinische Versorgung u.v.a.m. waren in jedem Lager gleich. Deshalb erübrigt sich für mich eine erneute Beschreibung der Zustände.

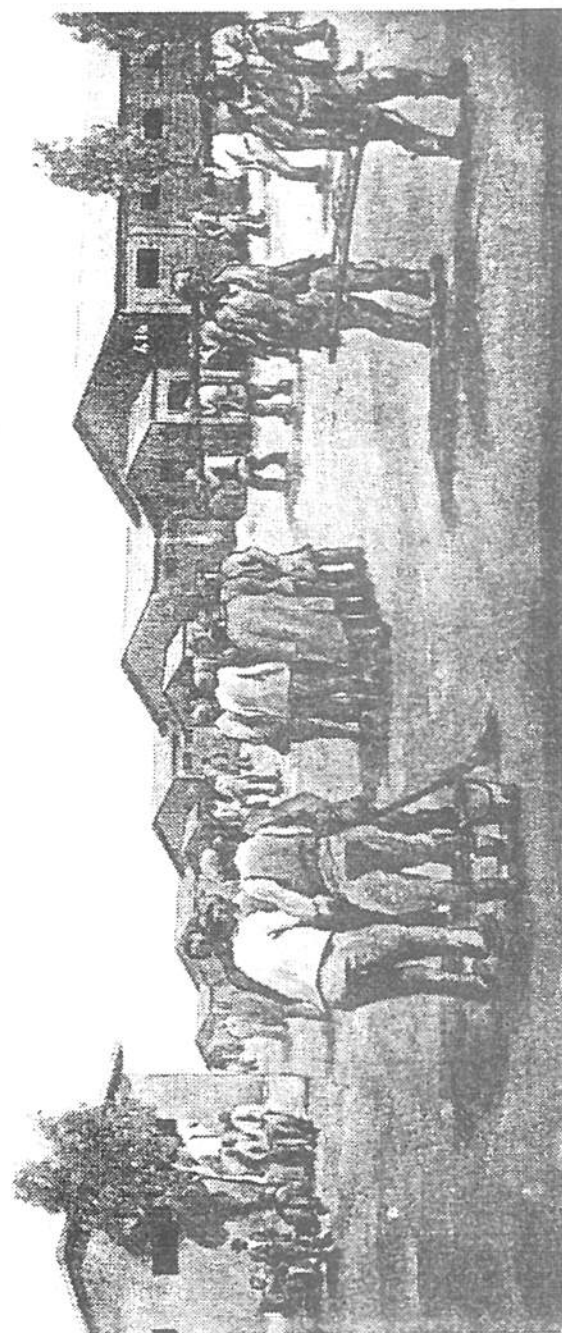
Als im August 1948 Entlassungen erfolgten erhielt meine Frau von einem Mithäftling aus Rhena/Mecklenburg eine erste Nachricht, daß ich noch am Leben war. Dafür bin ich ihm heute noch dankbar.

Die letzte Etappe, des Aufenthalts in Buchenwald, brachte keine Verbindung mehr zu Freiberger Inhaftierten mit Ausnahme des Herbert Sp., der dorthin als Kriegsgefangener kam.

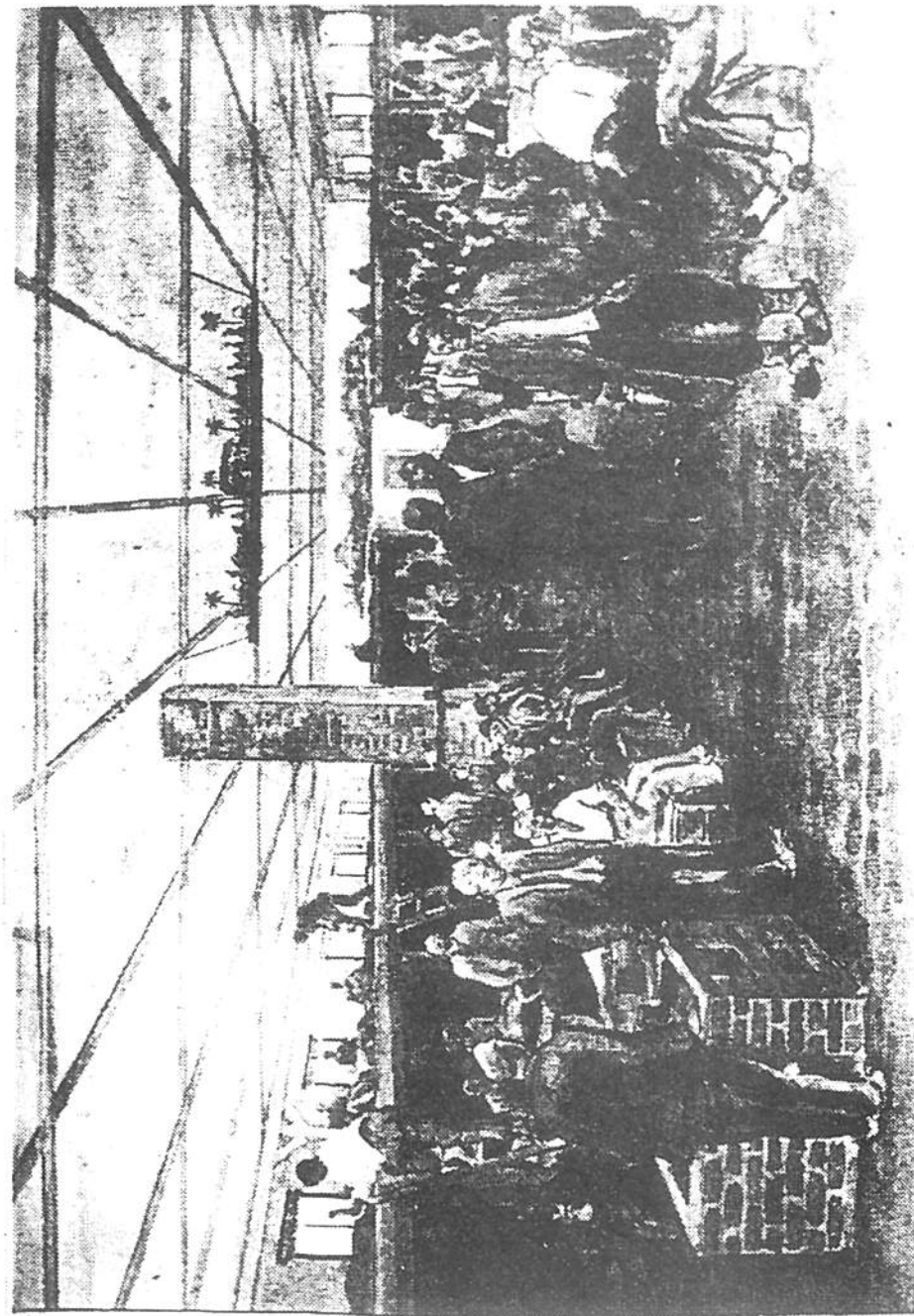
Im Herbst 1949 wurde durch eine Reihenuntersuchung bei mir TBC als Folge der Lungenentzündung festgestellt. Ich verblieb deshalb bis zu meiner Entlassung in einer Krankenbaracke.

Von den am Anfang meines Erlebnisberichtes erwähnten 15 Heimgekehrten sind in der Zwischenzeit 14 verstorben und liegen in heimatlicher Erde. Vergessen kann ich keinen.

So soll unser Gedenkstein auf dem Freiberger Donatsfriedhof auch an sie und ihre Leiden erinnern. Wir schließen damit die Brücke zum Denkmal des Bürgerkomitees in Tost.



Lagerleben in Mühlberg



... einer viereinhalb Jahre internierten Frau

Es waren schlimme Jahre für mich, und sie haben mich geprägt. Ich schrieb das Erlebte für meine Kinder und auch die Enkelkinder nieder, damit sie daraus lernen können, und ich wünschte, daß sie auch etwas mitempfinden.

Am 7. September 1945 wurde ich im Auftrag der sowjetischen Besatzungsmacht von meiner Arbeitsstelle, wo ich als Kindergärtnerin arbeitete, abgeholt und zum Verhör in die sowjetische Kommandantur gebracht.

Im Dienstzimmer saßen ein sowjetischer Offizier und ein Dolmetscher. Ich wurde nun Stunden über meine Arbeit als Jugendgruppenführerin in der NS-Frauenschaft, verhört.

Ich erzählte von Heimabenden, Wanderungen, Singewettstreiten und sportlichen Betätigungen, wie es eben bei jeder Jugendorganisation üblich ist. Als ich ihnen aber dann sagte, daß wir für unsere Soldaten Pelzwesten und Mützen genäht, Strümpfe gestrickt und Päckchen gepackt hatten, da wurde ich als Kriegsverlängerer und Verbrecher gestempelt. Nach Auffassung der Sowjets hätte ich unsere Soldaten lieber erfrieren lassen sollen. Aber wie hätte ich das jemals gekonnt? Fünf meiner Brüder mußten ins Feld und ebenso wie mein Mann und der Mann meiner Schwester als Soldaten dienen. Von meinen Brüdern waren drei gefallen und der Mann meiner Schwester vermißt. Die Russen behaupteten, daß wir durch unsere Tätigkeit den Krieg nur in die Länge gezogen hätten.

Ich sollte nun irgendwelche Namen nennen, weil ich ihnen aber sagte: „Ich kann doch meinen Bruder nicht verraten“, da war es ganz aus.

Ich wurde nun gefragt, was ich über Rußland wüßte. Ich nannte die Bücher, die ich gelesen hatte und die mir ein Bild über Rußland gaben. „Vom Zarenadler zur roten Fahne“, „Kostja der Ko-

sak“ und „Die Flucht von der Mumanbahn“. Der russische Offizier sagte darauf, das seien alles Lügen, Rußland wäre gut und nicht schlecht. Darauf nahm er aber einen Gummiknüppel aus seiner Schublade, kam auf mich zu, bog ihn in seinen Händen und sagte zu mir: „Du sollst jetzt zu spüren bekommen den deutschen Gummi und dann kommst Du nach Sibirien.“

Das Verhör hatte Vormittags 10 Uhr begonnen und jetzt war es kurz vor 18 Uhr. Meine Nerven waren dementsprechend belastet. Ich sprang auf und rief: „So ist es doch wahr, was ich über Rußland gelesen habe und es sind keine Lügen!“

Das wirkte Wunder auf den Offizier. Er legte den Gummiknüppel wieder in die Lade und sagte zu mir: „Hören Sie Fräulein, Rußland ist nicht schlecht, sie sollen frei sein und sich freuen.“

Mein Verhör war damit zu Ende, und man brachte mich ins Kreisgericht in die Zelle 33, Einzelhaft. Dort war ich 14 Tage mit meinen Gedanken und Empfindungen allein. Ich konnte viel darüber nachdenken, was ich eigentlich verbochen habe. Ich hatte von jeher Kinder und Jugendliche gern, und die Arbeit mit ihnen machte mir immer Freude. Sicher war das kein Unrecht, was ich getan hatte, als eben nur, daß ich der NS-Frauenschaft angehörte. Das war natürlich meine „Schuld“!

Ich hatte viel Zeit zum Nachdenken, und weil ich in einem wirklich christlichen Elternhaus aufgewachsen bin, ging ich mit mir ins Gericht und fing auch wieder an zu beten.

Ich hielt Zwiesprache mit Gott, und er war es, der mir Kraft und Geduld gab. Mir war klar, was jetzt auf mich zugekommen wird, mußte ich tragen und auch aushalten, denn auf alle Fälle wollte ich ja wieder heim.

Einige Wochen später mußten wir auf dem Hof antreten. Viele Männer und ich als einzige Frau! Es ging unter Bewachung mit aufgepflanztem Seitengewehr, die Hornstraße hoch in Richtung Dresden. Wir landeten im „Gelben Elend“ in Bautzen. Dort kam ich in einen kleinen Raum, wo sich schon vier Frauen befanden. Es gab weder Betten, noch Pritschen oder gar Decken. So legten wir uns am Abend nebeneinander und wärmten uns gegen-

seitig, denn es waren schon kühle Nächte. Nach einer unruhigen Nacht wurden wir aufgeschreckt. Es klopfte an die Tür und jemand rief: „Kaffee fassen“! Wir stellten uns an die Tür. Die anderen Frauen hatten schon eine Blechbüchse und nahmen die Kaffeebrühe entgegen. Ich aber hatte nichts. Man hatte mir ein gebrauchtes Nachtgeschirr hingehalten, was ich aber fallen ließ. Die eine Frau trank ihren Kaffee aus und gab mir dann ihre Büchse, damit ich auch etwas trinken konnte. Das war lieb von ihr.

Wir bekamen dazu ein kleines Stück Brot, welches schwer und klebrig, von winzigen Glassplittern durchsetzt war. Uns wurde gesagt, das dies von Mehl gebacken war, was nach dem Bombenangriff geborgen werden konnte. Wir aßen es trotzdem, denn der Hunger war groß. Mittags gab es einen halben Liter Suppe, von welcher wir nicht richtig ausmachen konnten, woraus sie war. Das bisschen Dickes, was sie enthielt, zogen sich die Furiere zu Gemüte, die das Essen austeilten.

Einmal am Tag wurden wir in den Hof geführt, welchen wir mit unseren Händen von den Blättern reinigen mußten. Wir sammelten dabei auch Eicheln und warfen diese heimlich in die vergitterten Kellerfenster, wo Mitinternierte unter verschärfter Haft saßen und sehr hungerten.

Es war eine schlimme Zeit, Ruhr und Typhus gingen schon um. Darum fand ich es als einen glücklichen Umstand für uns, daß wir am 8. Oktober im Gefängnishof antreten mußten und wieder auf Transport gingen.

Es war ein naßkalter Tag. Ich hatte nur das Sommerkleid, in welchem ich verhaftet wurde, aber zum Glück noch meinen dunkelgrünen Samtmantel, der mich ein wenig schützte. Es regnete. Wir standen und standen. Die Bewacher saßen an einem langen Tisch unter großen Schirmen und riefen uns sehr langsam und andauernd auf.

Früh mußten wir antreten und mittags ging dann der Transport los. Wir waren ungefähr 50 Frauen, aber viel mehr Männer, die kaum noch auf den Beinen stehen konnten, weil viele die Ruhr

... einer viereinhalb Jahre internierten Frau

Es waren schlimme Jahre für mich, und sie haben mich geprägt. Ich schrieb das Erlebte für meine Kinder und auch die Enkelkinder nieder, damit sie daraus lernen können, und ich wünschte, daß sie auch etwas mitempfinden.

Am 7. September 1945 wurde ich im Auftrag der sowjetischen Besatzungsmacht von meiner Arbeitsstelle, wo ich als Kindergärtnerin arbeitete, abgeholt und zum Verhör in die sowjetische Kommandantur gebracht.

Im Dienstzimmer saßen ein sowjetischer Offizier und ein Dolmetscher. Ich wurde nun Stunden über meine Arbeit als Jugendgruppenführerin in der NS-Frauenschaft, verhört.

Ich erzählte von Heimabenden, Wanderungen, Singewettstreiten und sportlichen Betätigungen, wie es eben bei jeder Jugendorganisation üblich ist. Als ich ihnen aber dann sagte, daß wir für unsere Soldaten Pelzwesten und Mützen genäht, Strümpfe gestrickt und Päckchen gepackt hatten, da wurde ich als Kriegsverlängerer und Verbrecher gestempelt. Nach Auffassung der Sowjets hätte ich unsere Soldaten lieber erfrieren lassen sollen. Aber wie hätte ich das jemals gekonnt? Fünf meiner Brüder mußten ins Feld und ebenso wie mein Mann und der Mann meiner Schwester als Soldaten dienen. Von meinen Brüdern waren drei gefallen und der Mann meiner Schwester vermißt. Die Russen behaupteten, daß wir durch unsere Tätigkeit den Krieg nur in die Länge gezogen hätten.

Ich sollte nun irgendwelche Namen nennen, weil ich ihnen aber sagte: „Ich kann doch meinen Bruder nicht verraten“, da war es ganz aus.

Ich wurde nun gefragt, was ich über Rußland wüßte. Ich nannte die Bücher, die ich gelesen hatte und die mir ein Bild über Rußland gaben. „Vom Zarenadler zur roten Fahne“, „Kostja der Ko-

sak“ und „Die Flucht von der Mumanbahn“. Der russische Offizier sagte darauf, das seien alles Lügen, Rußland wäre gut und nicht schlecht. Darauf nahm er aber einen Gummiknüppel aus seiner Schublade, kam auf mich zu, bog ihn in seinen Händen und sagte zu mir: „Du sollst jetzt zu spüren bekommen den deutschen Gummi und dann kommst Du nach Sibirien.“

Das Verhör hatte Vormittags 10 Uhr begonnen und jetzt war es kurz vor 18 Uhr. Meine Nerven waren dementsprechend belastet. Ich sprang auf und rief: „So ist es doch wahr, was ich über Rußland gelesen habe und es sind keine Lügen!“

Das wirkte Wunder auf den Offizier. Er legte den Gummiknüppel wieder in die Lade und sagte zu mir: „Hören Sie Fräulein, Rußland ist nicht schlecht, sie sollen frei sein und sich freuen.“

Mein Verhör war damit zu Ende, und man brachte mich ins Kreisgericht in die Zelle 33, Einzelhaft. Dort war ich 14 Tage mit meinen Gedanken und Empfindungen allein. Ich konnte viel darüber nachdenken, was ich eigentlich verbochen habe. Ich hatte von jeher Kinder und Jugendliche gern, und die Arbeit mit ihnen machte mir immer Freude. Sicher war das kein Unrecht, was ich getan hatte, als eben nur, daß ich der NS-Frauenschaft angehörte. Das war natürlich meine „Schuld“!

Ich hatte viel Zeit zum Nachdenken, und weil ich in einem wirklich christlichen Elternhaus aufgewachsen bin, ging ich mit mir ins Gericht und fing auch wieder an zu beten.

Ich hielt Zwiesprache mit Gott, und er war es, der mir Kraft und Geduld gab. Mir war klar, was jetzt auf mich zugekommen wird, mußte ich tragen und auch aushalten, denn auf alle Fälle wollte ich ja wieder heim.

Einige Wochen später mußten wir auf dem Hof antreten. Viele Männer und ich als einzige Frau! Es ging unter Bewachung mit aufgepflanztem Seitengewehr, die Hornstraße hoch in Richtung Dresden. Wir landeten im „Gelben Elend“ in Bautzen. Dort kam ich in einen kleinen Raum, wo sich schon vier Frauen befanden. Es gab weder Betten, noch Pritschen oder gar Decken. So legten wir uns am Abend nebeneinander und wärmten uns gegen-

seitig, denn es waren schon kühle Nächte. Nach einer unruhigen Nacht wurden wir aufgeschreckt. Es klopfte an die Tür und jemand rief: „Kaffee fassen“! Wir stellten uns an die Tür. Die anderen Frauen hatten schon eine Blechbüchse und nahmen die Kaffeebrühe entgegen. Ich aber hatte nichts. Man hatte mir ein gebrauchtes Nachtgeschirr hingehalten, was ich aber fallen ließ. Die eine Frau trank ihren Kaffee aus und gab mir dann ihre Büchse, damit ich auch etwas trinken konnte. Das war lieb von ihr.

Wir bekamen dazu ein kleines Stück Brot, welches schwer und klebrig, von winzigen Glassplittern durchsetzt war. Uns wurde gesagt, das dies von Mehl gebacken war, was nach dem Bombenangriff geborgen werden konnte. Wir aßen es trotzdem, denn der Hunger war groß. Mittags gab es einen halben Liter Suppe, von welcher wir nicht richtig ausmachen konnten, woraus sie war. Das bisschen Dickes, was sie enthielt, zogen sich die Furiere zu Gemüte, die das Essen austeilten.

Einmal am Tag wurden wir in den Hof geführt, welchen wir mit unseren Händen von den Blättern reinigen mußten. Wir sammelten dabei auch Eicheln und warfen diese heimlich in die vergitterten Kellerfenster, wo Mitinternierte unter verschärfter Haft saßen und sehr hungerten.

Es war eine schlimme Zeit, Ruhr und Typhus gingen schon um. Darum fand ich es als einen glücklichen Umstand für uns, daß wir am 8. Oktober im Gefängnishof antreten mußten und wieder auf Transport gingen.

Es war ein naßkalter Tag. Ich hatte nur das Sommerkleid, in welchem ich verhaftet wurde, aber zum Glück noch meinen dunkelgrünen Samtmantel, der mich ein wenig schützte. Es regnete. Wir standen und standen. Die Bewacher saßen an einem langen Tisch unter großen Schirmen und riefen uns sehr langsam und andauernd auf.

Früh mußten wir antreten und mittags ging dann der Transport los. Wir waren ungefähr 50 Frauen, aber viel mehr Männer, die kaum noch auf den Beinen stehen konnten, weil viele die Ruhr

hatten und Amputierten man zum Teil die Stöcke weggenommen hatte. Wer umfiel wurde auf die Seite gezogen und lag im nassen Gras.

Unsere Eßgefäße mußten wir alle auf einen Haufen werfen. Als dann endlich die Aufruferei aufhörte und wir in Gruppen standen, zum Abmarsch bereit, da brachte man einen großen Kessel mit heißer Kartoffelflockensuppe. Aber wo sollte das Essen hineingetan werden? Wir hatten doch keine Büchsen mehr. Die Männer mußten an dem Kübel vorbeigehen und hielten einfach die hohlen Hände oder wer noch eine Mütze besaß, hielt diese zum Essenempfang hin.

Wir Frauen sahen das und schnell huschten ein paar von uns hinter dem Rücken der Männer zu dem Abfallhaufen und holten Büchsen. Als wir dran waren hielten wir einfach die Büchsen hin. Die Russen guckten erst ein bisschen dumm, aber nahmen sie uns nicht weg.

Dann mußten wir in Reihen antreten. Wir Frauen wurden in die Mitte genommen. An unserer Seite liefen die Bewacher mit schießbereitem Gewehr und Wachhunden.

Die Bewohner von den Häusern, wo wir vorbeikamen, wurden sofort mit dem Gewehr bedroht, wenn sie sich am Fenster blicken ließen. Doch auf dem Marktplatz kniete eine alte Frau und betete. Ihr taten sie nichts. Uns aber wurde unser Elend erst richtig bewußt. Wir wurden zum Güterbahnhof gebracht und in Waggons verladen. In der Mitte des Wagens stand ein kleines Fäßchen für unsere Bedürfnisse. Wie wir später bemerkten, hatte es keinen Boden. Einmal hielt der Zug und manche schoben durch die Spalten ein Zettelchen. Wir wissen nicht, ob es den Bestimmungsort erreichte.

In Burxdorf bei Mühlberg an der Elbe wurden wir ausgeladen und mußten nun eine lange sandige Straße bis zum Lager Mühlberg laufen.

Wir zogen ins Lager ein und waren erst einmal froh, mit anderen Frauen zusammen zu kommen. Sie begrüßten uns freundlich, wir fanden sogar Bekannte aus der Heimat dort.

Wir wurden in Holzbaracken einquartiert, die zunächst nicht schlecht aussahen. Durchgehende Bretter mit Kopfteilen aus Holz waren nun unsere Liegestatt. Wir bekamen auch eine Decke und waren dankbar. Es wurde finster und wir freuten uns endlich auf den Schlaf, den wir doch so nötig hatten. Doch als wir unsere Köpfe auf die Kopfteile legten, fing es an, darunter hin und her zu huschen. Wir setzten uns auf und fragten die anderen, die schon länger in der Baracke wohnten. Wir bekamen die reizende Antwort, daß das Ratten sind, die ebenfalls Wohnrecht in der Baracke genossen. Das war aber nicht alles, denn von oben, von den Deckenbalken fielen die Wanzen in Scharen auf uns herab und sättigten sich an unserem Blut. Manche Mädels waren so zerbissen, daß sie ins Lazarett mußten. Komisch, mich belästigten sie nicht. Später kamen noch die Kleiderläuse dazu. Das war ein ekliges

Zeug, denn sie setzten sich in die Maschen unserer Unterwäsche. Was wir da gegessen und gesucht haben!

Ganz schlimm aber war es mit den Ratten, denn nachts wurden sie munter, liefen auf den Querbalken rum und vergriffen sich an unserem bisschen Brot, was wir uns ja sehr einteilen mußten. Trotzdem haben wir Frauen durch unsere Ausdauer und unseren Fleiß das Ungeziefer bis auf ein Minimum weggebracht.

Die Ratten verließen uns, als eine Art Hochwasser im Lager war. Ich glaube, es war Anfang 1947 nach anhaltenden schlimmen Regengüssen. Sie waren jedenfalls auf einmal fort. Das war für uns eine große Freude!

Später besaßen wir sogar einen kleinen Teich im Lager. Ein alter verschlammter und stinkender Tümpel wurde von uns Frauen mit viel Mühe und Anstrengung gereinigt und siehe da, an der Seite stießen wir auf ein Rohr, aus welchem gutes Wasser floß. Die tiefe Grube füllte sich so nach und nach mit Wasser. Wo Wasser ist, ist es auch bald grün. Es wuchs Schilf und Gras, es krochen Libellen aus und dann quakten sogar Frösche, und Schmetterlinge flogen über alles dahin. Die Männer zimmerten uns aus rohen Stämmen zwei Bänke und die Bewacher schenkten uns Sonnenblumenkerne, die wir steckten. So kam es, daß wir uns im nächsten Jahr an herrlichen Sonnenblumen erfreuen konnten. Die Ringelblumen gesellten sich dazu. Wo diese überhaupt herkamen, wissen wir nicht, vielleicht trug der Wind den Samen zu uns. Sie waren einfach da, und wir liebten sie. Am kleinen Teich war nun unser Ruheplatz, wo sich viele einfanden, die Sehnsucht nach ein wenig Stille hatten. An das Stimmengewirr gewöhnte man sich. Auch ein Schwalbenpaar hatte sich unter einem Dach einer Baracke ein Nest gebaut. Wir sahen ihnen zu und freuten uns, wenn die Jungen gefüttert wurden.

Schon in den ersten Tagen in Mühlberg wurde ich im Lazarett eingesetzt. Ich war von Beruf Krankenschwester, die Sowjets sagten: "Nun hilf, Schwester!" Wie gerne hätte ich es getan, aber wir hatten keine Medikamente zur Verfügung. Weder gegen Ruhr, noch gegen Diphtherie und Typhus. Täglich starben Männer dahin, und wir standen hilflos und erschüttert daneben. Es war ein trauriger Dienst und kostete viel seelische Kraft. Wir hatten am Anfang nicht einmal für die armen Männer Unterschieber, die zwar in Holzbetten, aber auf den bloßen Brettern lagen. Zu schwach, um auf die Latrine oder später auf ein altes

Plumsklo zu gehen, lief das Blut bei den Ruhrkranken durch die Bettbretter. Aber dann kam ein Arztmajor, der sich der Not annahm. Die Männer bekamen Strohsäcke und auch ein paar Unterschieber kamen dazu.

Für einen kranken Jungen aus Leipzig, der hoffnungslos schwer an Diphtherie erkrankt war, besorgte seine Mutter, die vor dem Tor von dieser Not erfahren hatte, Serum, und schmuggelte es über einen Russen ins Lager. So konnte, fast in letzter Minute, ihr Kind noch gerettet werden. Sie hatte uns so reichlich versorgt, daß wir noch zwei Mädels damit spritzen konnten und auch sie kamen über den Berg. Der Arztmajor erfuhr davon und hinfort sorgte er für Serum auch gegen Typhus. Vorher hatten die Diphtheriekranken als Medizin nur ihren eigenen Urin, mit dem sie gurgelten.

Wir arbeiteten aus Lumpen wunderhübsche Püppchen, die wir zum Teil zu den Jungen, die mit Tbc im Lazarett lagen, brachten. Sie freuten sich immer sehr darüber und hofften doch immer auf baldige Entlassung. Mancher ist über dem Hoffen gestorben.

Ganz besonders schlimm war die Advents- und Weihnachtszeit für uns. Obwohl wir uns nicht unterkriegen ließen, so war das Herz doch schwer. Wir bastelten aus unserem Stroh, auf dem wir lagen, sehr schöne Strohsterne, mit denen wir den Baum schmückten, den uns der Lagerkommandant gebracht hatte. Wir besaßen noch ein paar kleine Kerzen und sogar Stollen wurde nach dem „Mühlbergrezept“ gebacken. Das ging so: Wir sparten uns von Brot, Marmelade, ein wenig Butter und Zucker etwas auf. Ein paar Tage vor Weihnachten wurde das Brot in Kaffeebrühe eingeweicht und die Rinde in ganz kleine Vierecke geschnitten und auf dem großen, gemauerten Ofen, geröstet. Das waren die Rosinen. Das eingeweichte Brot wurde zu Teig geknetet und in Stollenform gebracht. Dazwischen kam die Marmelade. Der Zucker wurde solange gerührt, bis es eine Art Puderzucker war. Die Butter wurde zu Creme gerührt und als Schicht dazwischengestrichen. Obendrauf kam dann der Puderzucker. Uns haben diese Weihnachtsstollen wunderbar geschmeckt.

Aber auch die Weihnachtstage gingen ja vorüber, und wenn ein neues Jahr begann, begann auch unser Hoffen von Neuem. Es wurden immer einmal Entlassungssparolen verbreitet, und wir klammerten uns daran. Aber wenn dann die Zeit verstrich und nichts geschah, starben besonders viele von den schon Ent-

kräfteten dahin.

Unsere Lagerdorle (Lagerleiterin), die auch Mitinternierte war, verschaffte uns in unserer Not manche Erleichterung. Sie war überhaupt prima. Sie leitete am Anfang unseren Lagerchor. Als Uschi, unsere Sängerin kam, führte sie den Chor weiter. Der Arztmajor hörte uns gern zu und kam deshalb zu uns. Er brachte auch einmal seine Frau mit und hatte uns alle am liebsten nach Hause geschickt.

So kam das Jahr 1948 heran, und wieder einmal sprach man von Entlassungen. Diesmal war es die Wahrheit. Die Aufrufe begannen, und viele konnten das Lagertor hinter sich lassen. Nur ich mußte mit vielen anderen zurückbleiben. Da flossen viele Tränen der Enttäuschung. 1948 wurde das Lager Mühlberg aufgelöst, und wir übrigen kamen wieder einmal auf Transport. Diesmal landeten wir in Buchenwald. Ich wurde sofort im Lazarett eingesetzt, wo viele Tbc-Kranke lagen.

Wieder ein Herbst und wieder ein Winter lagen vor uns, und wir wußten nicht, wann wir einmal das Lager verlassen konnten. Die ganzen Jahre bekamen wir keine Post und durften auch nicht schreiben. Wir wußten nichts von daheim, und das war schlimm. Ob mein Mann aus dem Krieg heimgekommen war wußte ich nicht. Ich wußte auch nicht, wie es meiner Mutter ging, denn sie war auch schon alt.

Das Jahr 1950 hatte nun begonnen. Da, Anfang Januar, kamen wieder einmal Heimgeherparolen auf. Unser Herz schlug höher! Ach, wie sehnten wir uns nach der Freiheit! Was wir uns alles ausmalten war oft märchenhaft. Meist ging es ums Essen, das war klar.

Am ersten Februartag wurden wir entlassen, nachdem wir von Frauen gründlich untersucht wurden. Überall an unserem Leib vermutete man etwas Geschriebenes. Aber wir hatten nichts bei uns. Was uns wertvoll war, besaßen wir in unseren Köpfen, da war es gut aufgehoben.

Die Männer waren rührend zu uns Frauen, sie halfen uns in die Busse rein, und wir stimmten das Lied an: „Sind es nicht die

alten Lieder, die erwachen in dem Tal, teure Heimat, du bist's
wieder in den abends letztem Strahl“. Unsere Stimmen erstick-
ten in Tränen, das ist wohl zu verstehen. In Weimar trennten wir
uns dann voneinander, denn es ging in verschiedene Richtungen.
Ich hatte mir immer gewünscht, unsere Petriglocke noch einmal
läuten zu hören. Wie ich nun am 2. Februar 1950 mittags in Frei-
berg ankomme und aus dem Bahnhof trete, war es 12 Uhr und
die Petriglocke läutete mir Willkommen. Mein Herz war so voll
und klopfte so furchtbar, daß ich nur den einen Wunsch hatte,
jetzt niemanden zu treffen.

Befreit

Die Nacht ist nun vorbei, die mich bedrückte,
der Tag scheint hell in Herz und Sinn hinein.
Ich wüßte nicht, was mich je mehr beglückte
als ganz befreit und wirklich frei zu sein.

Als sich zu freun an den weißen Wiesen
und still zu gehen durch den Heimatwald.
Die zugefrorenen Teiche froh zu grüßen
wenn auch die Luft um mich noch winterkalt.

In meinem Herzen ist ein helles Singen
als wär ich schon im Frühling mittendrin,
und Melodien der Freude in mir klingen
weil ich nun Freie unter Freien bin.

... über die Häftlingszeit im Internierungslager Mühlberg/Elbe in den Jahren 1945 bis 1948

Verhaftung

Ich wurde am 25. Oktober 1945 als 15-jähriger in meiner elterlichen Wohnung in Kitzscher, Kreis Borna, von russischen Behörden und der Antifa-Hilfspolizei zu einer kurzen Vernehmung nach Borna abgeholt. Daß „kurz“ hier fünf Jahre waren, konnte ich nicht wissen. Die Verhaftung erfolgte durch Denunziation von schon Verhafteten Wehrwolfverdächtigen und ehemaligen Jungvolkangehörigen aus der Bevölkerung.

Im NKWD-Gefängnis in Borna war ich bis zum 1. Dezember 1945, davon vier Wochen in Einzelhaft in einer kleinen Zelle. Die fast täglichen Verhöre, die nur nachts stattfanden, drehten sich ausschließlich um Werwolf Tätigkeiten oder Waffenbesitz, endeten jedoch meist ergebnislos mit Schlägen und Beschimpfungen durch das Vernehmungspersonal.

Die Unterkunft in der Zelle war miserabel, Ungeziefer und Dreck, Wanzen und Flöhe in Massen. Genauso war die Verpflegung. Es gab tagsüber keine Beschäftigung. Der Tag mußte im Stehen verbracht werden. Die Posten kontrollierten laufend.

Lager Mühlberg

Am 1. Dezember gab es einen Appell auf dem Gefängnishof, und ich sah zum ersten Mal bekannte, aber verhärmte und blasse Gesichter. Von Dolmetschern wurden Namen verlesen, Kartons und Koffer mit Sachen von zu Hause verteilt. Dann fuhren wir, 32 Häftlinge, darunter 20 Jugendliche im Alter von 15 bis 16 Jahren mit einem Bus ins Ungewisse. Bei hereinbrechender Dunkelheit setzten wir mit der Fähre bei Strehla über die Elbe und hielten im Finstern am späten Abend vor den Lagertoren im Außengelände des Internierungslagers Mühlberg. Nach

durchfrorener kalter Nacht im Bus öffneten sich gegen 5 Uhr morgens die Lagertore und eine Trägerkolonne schaffte tote Gefangene nach draußen. Es war für uns die erste traurig ernüchternde Begegnung mit dem, was uns hier erwarten sollte. Unter sowjetischer Bewachung führte man uns ins Lager. Alle für überflüssig gehaltenen Sachen wie Schreibzeug, Papier und ähnliches wurden von den Posten auf einen Haufen geworfen und waren somit verloren. Der Posten und zwei deutsche Hilfspolizisten führten uns mit einem Unterlagerführer, genannt Thomas in eine menschenleere, kalte Baracke. Sie hatte die Nummer 14, Kompanie 38. Im Zentrum waren längs zwei gemauerte Öfen mit länglichen Kaminen, die in der Mitte in einem Schornstein mündeten. An den Außenwänden der Holzbaracke standen längs Doppelpritschen aus Holz ohne Stroh oder irgendeinen Belag. In einem Zwischenraum zur anderen Doppelbaracke gab es einen steinernen kalten Waschraum. Im Laufe einiger Tage wurde die Baracke auf 250 Häftlinge aufgefüllt. Sie kamen aus Bautzen, Chemnitz und Dresden.

Der Häftlingskompanie stand ein Kompaniechef oder Barackenältester mit Namen Kruse vor. Dazu gab es einen Spieß und einen Furier sowie einen Sanitäter. Ärzte waren immer für mehrere Baracken zuständig. Jeder Häftling hatte etwa 40 Zentimeter auf den harten Holzpritschen Platz. Als Matratze dienten uns die Sachen, die wir tagsüber trugen.

Das gesamte Lager bestand aus 40 Doppelbaracken, die mit je 400 bis 500 Häftlingen belegt waren. Anfangs war ein Rundgang durch das gesamte Lager möglich und Bekannte konnten in jeder Baracke besucht werden. Anfang bis Mitte des Jahres 1946 teilte man das Lager in sechs einzelne Lagerzonen und trennte diese durch Stacheldrahtzäune voneinander ab. Die Hauptlagerstraße wurde gesperrt. Um das Lager herum baute man einen zwei Meter hohen Bretterzaun, der zusätzlich zum dreifachen Stacheldraht und acht Wachtürmen jede Kontaktaufnahme oder Flucht unmöglich machte. Trotzdem wurden Fluchtversuche unternommen. Sie endeten jedoch entweder im elektrisch

geladenen Drahtzaun oder im eiskalten Steinbunker in der Zone VI. Aus diesem Arrestbunker sind fast keine Verurteilten lebend wiedergekommen.

Verpflegung am Existenzminimum

Die Verpflegung war unterschiedlich. So gab es anfangs 600 Gramm Kastenbrot, dazu einen halben Liter Ersatzkaffee, Kartoffelsuppe oder Graupensuppe. Mittags bekamen wir einen dreiviertel Liter Suppe in der Regel dünn aber meistens heiß. Bei fehlenden Kartoffeln gab es wochenlang übelriechende „Pülpe“, ein Rückstand aus der Kartoffelverarbeitung ohne jeglichen Nährwert, eigentlich ein Schweinefutter. Zu Weihnachten 1946 gab es nur noch 300 Gramm Brot pro Tag, manchmal noch schliff und naß, so daß viele davon Magenkrämpfe bekamen. In Folge der stark zunehmenden Unterernährung starben viele Internierte. Im Frühjahr 1947 gab es wieder 600 Gramm Brot pro Tag, auch rationiert Zucker und Marmelade. Etwa ab Mitte des Jahres 1947 kamen 20 g Butter pro Tag und zwei Zigaretten oder zwei Gramm Tabak dazu. Nie gab es Wurst, Obst, außer Kraut in der Suppe kein Gemüse und keine Süßigkeiten. Die Kalorienzahl war theoretisch auf 1800 pro Tag festgelegt.

Keine Arbeit, keine Hoffnung

Für die Gefangenen begann nun ein trostloses Warten auf die Dinge, die da wohl kommen würden. Aber es geschah außer der mäßigen Essenverteilung nichts, was uns den Grund der Internierung erfahren ließ. Wir durften nicht arbeiten. Lediglich in den ersten Wochen konnten wir Jugendlichen mit dem Holzkommando nach draußen. Holz war ein notwendiges Material für alle Heizmöglichkeiten in den Versorgungsbereichen. Erst später gab es für die Küchen Briketts. Für die Öfen der Baracken bekamen wir nur grüne Äste und etwas größeres Gezweig, welches von uns Jungs heimlich beschafft oder bei Strafe gestohlen wurde. Ich war mit zwei meiner Jungs, Werner Krause und Wilhelm Müller, zweimal zum Holztransport. Beim ersten Mal

konnte ich einen Kassiber an einen Jungen, der Holz sammelte, übergeben. Er kam leider nie zu Hause an. Beim zweiten Einsatz, es war drei Tage vor Weihnachten, hatte ich Pech. Ein Posten hat mich beobachtet und übergab mich „Boris“ dem Dolmetscher. Dieser wurde als gemeiner Schläger bezeichnet. Ich wurde mörderisch zusammengeprügelt, als Abschreckung für alle anderen Häftlinge. Dabei verlor ich etliche Zähne und trug einen Schaden an der Wirbelsäule davon. Ich mußte deshalb wochenlang die harte Holzpritsche hüten und bekam durch das steife Liegen auf der kalten Pritsche Hautexzeme und eine sehr schmerzhaftes Rippenfellentzündung. Helfende Arznei gab es keine, nur hoffende Gespräche der Mitgefangenen und die Behandlung mit eigenem Urin. Da keine Besserung eintrat, lieferte mich der Barackensanitäter in die Seuchenbaracke ein. Das Lazarett war belegt. Nun begann eine noch trostlosere und eine meiner traurigsten Zeiten des Lagerlebens. Am Ende dieser kolossalen Belastungen wog ich noch 80 Pfund, und das bei einer Körpergröße von 1,78 Metern. Mit großer Willenskraft zum Überleben und in der absoluten Hoffnung auf baldige Entlassung in die Heimat verblieb ich weiter im Lazarett. Nur durch die uneigennützigste Hilfe einer Krankenschwester beim Aufenthalt in der Isolierstation kam ich wieder auf die Beine. Ihr Name war Gerdi Götze, sie war die Frau eines Diplomaten in der Gesandtschaft in Budapest und wegen angeblicher Spionage interniert.

Gründe für die Gefangenschaft

Eines Tages erfuhr ich auch einige Dinge mehr über das Lager und den Grund unseres Hierseins. Der Hauptgrund lag wohl in der Vernichtung der Intelligenz und der Aussortierung von Nazi-verbrechern. Gemäß der „Direktive 38“ der sowjetischen Besatzungsmacht waren alle eingesperrten Menschen gefährlich für den Aufbau der „neuen Ordnung“. Von den 16.000 bis 20.000 Internierten im Lager Mühlberg von 1945 bis 1948 waren jedoch alle Altersstufen zwischen 12 und 80 Jahren vertreten. Hier waren etwa 1400 Frauen, darunter eine Anzahl Schwangere, so

daß wir zuletzt im Lager acht Insassen von einem bis drei Jahren hatten.

Die Gefangenen bildeten einen Querschnitt durch alle Berufsgruppen. Vom einfachen Arbeiter, über Pfarrer und Lehrer bis zum Großindustriellen, vom Staatssekretär bis zum Ministerialdirektor, vom Richter, Rechts- und Staatsanwalt bis zum Reichsgerichtsrat, vom einfachsten Soldaten bis zum General a.D.. Auch SPD- und KPD-Genossen und Bürgermeister waren unter den Inhaftierten. Den größten Teil aber bildete die Intelligenz, deren planmäßige Ausschaltung neben politischen und wirtschaftlichen Motiven als einer der Hauptgründe der Verhaftung und Internierung erkennbar wurde.

Prominente in Mühlberg

An bekannten Persönlichkeiten der damaligen Zeit, die genau wie ich in der Baracke oder im Lazarett die schmale Holzpritsche teilten und die wäßrige Suppe aus einer rostigen Konservendose oder Ofenkachel mit selbstgefertigtem Holzlöffel schlürften, nenne ich die mir noch bekannten Namen wie:

den Rundfunksprecher Walter Rau,
den Filmregisseur Hans Zerlett,
die Filmschauspielerin Marianne Simson,
die Sängerin Marianne Fischer
den Maler Prof. Kursell,
den Internisten Prof. Dr. Keller,
den Frauenarzt Prof. Dr. Eufinger,
den Lungenspezialist Prof. Dr. Lindig,
die Motorradrenn-Weltmeister Walfried Winkler und Ewald Kluge
den Oberlehrer Hornung, den Häftlingen bekannt als Chorleiter des gemischten Chores im Lagertheater bis Anfang 1947 und General Carlewski. Er war vor 1933 militärischer Berater von General Seeckt und Blank, letzter erlag im eiskalten Winter 1946/47 den Strapazen des Lagerlebens.

Arbeitskommandos

Die Arbeitskommandos dienten der Aufrechterhaltung des Lagerbetriebes. Sie standen unter deutscher Leitung. Es waren das Küchenkommando, das Schälkommando, Magazinarbeiter, Außenkommando bei der Garnison, Bestattungskommando, Lazarettpfleger und Krankenschwestern, eine Fahrkolonne, bestehend aus 20 Jugendlichen für Transporte innerhalb des Lagers. Eine ganze Anzahl von Meldern für die einzelnen Baracken und 12 Stabsmelder für die Uhrzeit und die Essenausgabezeit der Küchen sowie die Stabarbeit bei der Lagerverwaltung unter Walter Haller. Bei dem Jauchekommando, an dessen Spitze ein General fuhr, waren aus schikanöser Maßnahme die Reichsgerichtsräte aus Leipzig beschäftigt. Sie waren mit unter den ersten Häftlingen im Lager. Durch diese schwere, extrem harte und gesundheitsgefährliche Arbeit sind von den 37 inhaftierten Reichsgerichtsräten 32 im Lager verstorben.

Visite

Anfang des Jahres 1947 erfolgte eine Besichtigung des Lagers durch eine sowjetische Ärztekommision mit Stabsärzten und Ärztinnen unter Leitung des Generalstabsarztes Katz, eine Kapazität mit Bart und Brille. Alle warteten gespannt auf die Ergebnisse und Veränderungen der miserablen hygienischen Zustände, des absoluten Medikamentennotstandes und der hohen Kranken- und Sterbeziffern.

Es erfolgte eine Erweiterung der Lazarettküche und der Lazarettbarackenzahl. Eine Röntgenaktion brachte sehr negative Ergebnisse. Ab Mitte bis Ende 1947 gab es für die Kranken in den Baracken eine allmähliche Aufbesserung der Verpflegung auf 2500 Kilokalorien täglich.

Kranke und Tote

Durch die Erweiterung des Lazaretts und die Versetzung meines rettenden Engels, der Krankenschwester Gerdi Götze, kam ich auf eine der schwersten TBC-Stationen als Melder und Hilfsfurier

zum Einsatz. Es war die Baracke 25 a, ein regelrechter Ort des Todes. Tätig waren hier ein Oberpfleger, vier Unterpfleger, vier Krankenschwestern, ein Stationsarzt, ein Furier und ich als Melder und Hilfsfurier für alle möglichen und erforderlichen Hilfsarbeiten, die für die Pflege und Versorgung der Todkranken notwendig waren. Die Baracke war mit 200 TBC-Patienten belegt, wovon täglich sechs bis zehn starben. Die leeren Pritschen wurden aber immer wieder mit neuen Kranken aufgefüllt. Die Verstorbenen holten die Leichenträger des Bestattungskommandos am frühen Morgen ab und stapelten sie in der Leichenhalle des Lagers. Die Bestattung erfolgte meist einen Tag später außerhalb des Lagers in der Nähe des Frauenlagers und der Lazarettzone. Zu dieser Zeit wurden die Toten schon ohne Bekleidung begraben, auf einer Trage mit einer Decke bedeckt, die dann für die nächste Bestattung wieder benutzt werden mußte. Eine Registrierung der Verstorbenen ist mir aus unserer Baracke nicht bekannt. Hier erlebte ich mit meinen damals 17 Jahren die größte Traurigkeit sowie Hilf- und Wehrlosigkeit in immer wieder endender Ohnmacht das Leben, nicht erhalten zu können. Meine besten Kumpels aus der Jugend- und Lehrzeit, mußte ich als verstorben in der Leichenträgerbaracke, manchmal unter Tränen, zum Abtransport melden. Ich tat es meistens nur mit erhobenen Händen und der dazu notwendigen Zahl von Fingern.

Neue Hoffnung

Anfang des Jahres 1948 gab es im Lager eine alliierte Kommission, welche die Kriegsgefangenenengräber besuchte, aber auch eine Inspizierung des Lagers vornahm und sich für das Leben der Internierten interessierte. Nach diesem Besuch kamen erste Zeitungen, wie „Tägliche Rundschau“ und „Neues Deutschland“, ein Exemplar je Baracke. Dadurch konnten wir uns erstmals über die Geschehnisse der Außenwelt informieren. Auch sonst gab es einige Verbesserungen im Lagerleben. Es gab Lockerungen der bisher strafbaren Handlungen.

Es begannen dann im Frühjahr 1948 Quarantänevorbereitungen und Verbesserungen in der Verpflegung sowie ärztliche Untersuchungen und hygienische Betreuung wie Baden und öftere Entlassung.

Mitte Juli 1948 erfolgten die ersten Entlassungen. Etwa 7500 bis 8000 Internierte wurden bis September aus Mühlberg entlassen. Auch dafür gab es keinen Maßstab nach welcher Auswahl die Entlassungen erfolgten. Zweifel kamen dadurch auf, weil auch bekannt Verstorbene durch die Stabsmelder zur Entlassung aufgerufen wurden.

Etwa 3000 Internierte wurden in mehreren Transporten nach Buchenwald verladen und im geschlossenen Waggon abtransportiert. Auch hier gab es keine Begründung für die Auswahl. Ich gehörte zu ihnen und wurde erst am 16. Januar 1950 aus dem Lager Buchenwald entlassen.

igen
ter-
tere

l bis
sen.
die
uch
auf-

ach
ns-
Ich
am

... eines Internierten, der in die Sowjetunion deportiert wurde.

- Sechseinhalb Jahre in Stalins Lagern -

Meine Tagebuchnotizen sind vergilbt. Doch für mich, die ich sie niedergeschrieben habe, wird nie mehr Gras über die Geschichte wachsen, wenn inzwischen auch mehr als 40 Jahre ins Land gegangen sind.

Ich war Lehrling in einer Bäckerei in Freiberg. Am 6. November 1945 abends gegen 19 Uhr wurde ich von der NKWD verhaftet und teilte dann die Zelle mit einem Klassenkameraden, den man schon am Vormittag aus der Schule geholt hatte. Die ganze Anschuldigung bestand darin, daß ich vor Kriegsende an einem Wehrrtütigungslager auf der Augustusburg teilnehmen mußte. Das reichte aus, um in Untersuchungshaft zu kommen.

Die Verhöre waren voller Schikane. Mit einer geschickten Taktik versuchte man, widersprüchliche Aussagen zu entlocken. Faustschläge und Fußtritte galten dem gleichen Ziel. In den frühen Morgenstunden des 14. November, es war kalt und neblig, brachte uns ein LKW von Freiberg weg. Wir waren 14 Mann, die ins Ungewisse fuhren. Schließlich trafen wir im Lager Mühlberg an der Elbe ein. Ein Bild des Schreckens und des Grauens, was man da sah. Hier waren 14.000 Menschen, darunter viele Frauen und Jugendliche inhaftiert. Der älteste war 82 Jahre, er sah die Heimat nicht wieder, der jüngste war gerade 12. Auch aus Halsbrücke sah ich bekannte Gesichter. Es wurde ein Lagerleben hinter Brettern und Stacheldraht. Das Essen war zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig. Das Lagerleben war für uns das Schlimmste, was es geben konnte. Zur Pflege des Körpers gab es so gut wie nichts. Kaum Seife zum Waschen, nichts zum Zähneputzen und kein Papier für die Toilette. 250 Mann lebten in einer Baracke. Alle schliefen mit den Sachen, die wir an hatten auf Brettern. Hunger und Kälte taten ihr Übriges. Jeder von uns hatte seelische Qualen und Krankheiten durchzustehen. Das

Holzfällerkommando war das Schlimmste, was es gab. 30 Mann mußten einen Riesenstamm tragen. Die Älteren, die vor Hunger zusammenbrachen, wurden mit dem Gewehrkolben gedroschen. Genauso schlimm war die Jauchekolonne, 40 Mann zogen an einem Wagen.

Weihnachten 1946 bleibt mir unvergeßlich. An der Baracke des Lagerleiters befand sich ein geschmückter Christbaum. An diesem Abend trug man 30 tote Kameraden zum Tor. Sie wurden wieder in das Lager zurückgebracht die Wachposten hatten sie nicht herausgelassen. In großen Löchern wurden dann die Toten außerhalb des Lagers verscharrt. So ist es Tausenden ergangen. In Mühlberg wird die letzte Ruhestätte der toten Kameraden heute gepflegt.

Am 8. Februar 1947 ging ein Transport von 1000 Mann von Mühlberg weg. Wohin wußte wieder keiner. Auch auf diesem Transport mußten einige ihr Leben lassen. Über Warschau, Brest, Moskau ging es nach Sibirien. Ohne Feuer und nur einmal am Tag mit einem warmen Wassersüppchen und einem Stück Brot wurden wir gepflegt. Am 13. März waren wir dann in Aneheerka-Sutjenzk angelangt.

Ich arbeitete von da an bis 1949 im Kohlebergbau unter Tage. Ein weiterer Transport führte uns dann noch 500 km weiter nach Osten, nach Stalinsk. Bei 40 Grad Kälte mußten wir Erdarbeiten ausführen. Dabei erfror sich mancher Gefangene seine Körperteile. Im April 1950 ging unsere Lagermannschaft auf die Reise in Richtung Westen zur Entlassung. Sie endete jedoch schon in Brest. Der Transport wurde hier geteilt. Eine Hälfte fuhr nach Hause und die andere, zu der ich gehörte, blieb zurück. Durch entdeckte Briefe, die wir mit Getreidewaggons nach Deutschland schmuggeln wollten, wurden wir wieder nach Minsk zurückgeschickt. Ein Hungerstreik brachte eine neue Verlegung nach Süden. Wir kamen nach Konstantinowka-Stalino. Ein erneuter Hungerstreik brachte uns jetzt in ein Lager bei Kiew-Darniza. Das war schon 1951. In einem Waldlager, 40 km von Kiew entfernt wurde ein Sanatorium gebaut. Dabei mußten wir helfen. Im

März oder April ging dann die Parole herum, daß wir nach Hause fahren. Aber keiner glaubte daran.

Dann mußten wir die Werkzeuge abgeben. Doch es war ein blinder Alarm. Die seelische Auswirkung war für alle schlimm. Doch eine Woche später sollte nun doch der Spuk ein Ende haben. Für mich gab es trotzdem noch eine Aufregung. Meine Entlassungspapiere stimmten mit denen meines Vaters überein. Dadurch erfuhr ich, daß mein Vater 1949 als Kriegsgefangener aus diesem Lager entlassen wurde.

Aus dem Lager Bischofswerda sandten wir ein Telegramm an den Präsidenten Wilhelm Pieck mit der Bitte: Unverzögliche Freilassung.

Pfingstsonnabend, der 31. Mai 1952 war dann der Tag, den ich seit November 1945 herbeigesehnt hatte.

Ich verbrachte 6 1/2 Jahre ohne Schuld, ohne Gerichtsurteil in Stalins Lagern. Aber nach Aussagen des damaligen Halsbrücker Bürgermeisters war ich mit 15 1/2 Jahren eben ein Kriegsverbrecher.

... eines von einem sowjetischen Militärtribunal Verurteilten.

Verhaftung durch NKWD

Am 27. Juli 1946 wurde ich als 18-jähriger mit mehreren Männern und Kindern zur Schule bestellt und nahm an, daß es sich wieder um einen Arbeitseinsatz handelte. Wir mußten damals fortlaufend in Rechenberg-Bienenmühle den Biermann-Zeising-Betrieb ausräumen und in Waggonen verladen. Leider kam es ganz anders.

Wir wurden einzeln mit PKW in das Gefängnis nach Freiberg gebracht, und saßen alle in Einzelhaft. Zuvor wurde bei allen die Kleidung durchsucht. Gürtel, Schnallen und Schnürsenkel abgenommen. Zwei Männer und zwei Kinder wurden nach ein paar Tagen wieder nach Hause gelassen, während ich und drei Männer bleiben mußten. Tagsüber war Ruhe, aber nachts ab 1 Uhr begannen die Vernehmungen, die sich die ganze Nacht bis früh unter Scheinwerferlicht hinzogen. Keiner wußte zuvor, was der Grund seiner Verhaftung war. Wir hatten niemanden etwas zuleide getan. Zur Last wurde mir illegaler Waffenbesitz und die Mitgliedschaft in einer illegalen Gruppe gelegt. Beides traf jedoch nicht zu. Mehrere Monate vor meiner Verhaftung arbeitete ich in dem Schlosserbetrieb Max Kempe in Dorfchemnitz und wurde beauftragt, Wasser- und Jauchepumpen zu reparieren, welche ich auch in dem vorbeifließenden Bach ausprobierte. Dabei fand ich eine defekte Pistole und zeigte sie meinem Arbeitgeber. Dieser warnte mich, und ich warf die Pistole an einer anderen Stelle wieder in den Bach hinein. Dies gab ich bei den nächtlichen Verhören an. Die Pistole war nämlich wiedergefunden worden und wurde bei jedem Verhör auf den Tisch gelegt. Zwei Monate wurde ich in Freiberg täglich verhört. Das Thema war immer das gleiche, Mitglied einer unerlaubten Gruppe und die Absicht, Russen zu erschießen. Nach zwei Monaten U-Haft in Freiberg wurden wir vier nach Dresden in die U-Haftanstalt

am Münchner Platz verlegt. Dort fing das ganze Verhör wieder von vorn an, immer wieder mit den gleichen Anschuldigungen. Ich blieb bei meiner ersten Aussage und war mir eben keiner Schuld bewußt.

Verurteilung

Eines Tages öffnete sich wieder die Zellentür und es wurden mehrere Häftlinge unter strenger Bewachung in einen größeren Raum gebracht, wo einige Offiziere an einem großen Tisch saßen. Wir wurden einzeln durch das Gericht aufgerufen und bekamen alle ein anderes Urteil. Bei mir hieß es, 10 Jahre Verbannung, der nächste hatte Zwangsarbeit und einer bekam die Todesstrafe. Ich nahm das Urteil nicht ernst und dachte, daß man uns wieder einmal erpressen wollte. Erst später erfuhr ich durch andere Häftlinge, daß dies ernst gemeint war.

Bautzen

Anfang Dezember wurden wir in das Zuchthaus Bautzen verlegt. Untergebracht war ich in einer größeren Zelle mit 15 Kameraden auf doppelstöckigen Holzpritschen. Zu meinem ersten Weihnachten hinter Gefängnismauern gab es ein paar Gramm Brot und Kohlsuppe. Nach einigen Umlegungen landete ich in einem Schlafsaal für etwa 500 Kameraden. Eine Ärztekommmission untersuchte ausgewählte Leute, es hieß, nur die Gesunden kommen nach Hause. Die lange Weile bekämpften wir mit Stickerarbeiten. Nadeln fertigten wir aus Kupferdraht und zogen Fäden aus dem Bettzeug. Ab Anfang Januar bekamen wir plötzlich täglich eine zusätzliche Kohlsuppe und durften auch auf dem Hof einen längeren Rundgang an der frischen Luft haben. Wir waren ungefähr 1000 Mann, zwei Drittel verurteilt und ein Drittel Internierte. Im Zuchthaus waren insgesamt etwa 8000 Mann untergebracht.

Dann wurden wir mit neuen deutschen Wehrmachtsbeständen eingekleidet. Jeder bekam einen stählernen Eßnapf und einen hölzernen Eßlöffel. Am Abend des 31. Januar 1947 ging es un-

ter starker Bewachung zu Fuß zum Bahnhof. Dort stand ein langer Güterzug mit geschlossenen Wagen. An jeder Wagenquerseite befanden sich zwei Holzpraitschen. Die dem Einstieg gegenüberliegende Tür war fest verschlossen und hatte ein Guckloch in Augenhöhe. 60 Zentimeter über dem Boden war ein weiteres Loch von vielleicht 12 mal 12 cm mit einer nach außen führenden Rinne, in die die Notdurft zu verrichten war. An den Türen standen noch Wasserkanister und Eimer mit einer Schöpfkelle. In der Waggonmitte befand sich ein kleiner eiserner Ofen, dessen Rohr durch die Decke nach außen führte.

Nach Sibirien

Um Mitternacht fuhren wir los in Richtung Osten zunächst nach Brest. Bis dorthin gab es bereits sechzehn Tote. Die Zahl der Toten nahm zu und sie „fuhren“ in einem gesonderten Waggon bis Moskau mit. Beim Umladen in Brest konnten wir auch sehen, wie hochwertige Maschinen, Drehbänke, Klaviere und andere Sachen einfach aus Unwissenheit mit einem umschlungenen Drahtseil umgeladen wurden.

Wir fuhren in eine tiefverschneite, bis zu minus 50 Grad eiskalte Landschaft hinein. Nach einem Monat und acht Tagen Fahrt im verschlossenen Waggon (!) waren wir am Ziel: Prokopjewsk, 6000 km von der Heimat entfernt, nördlich des Altai-Gebirges gelegen. Wieder wurden Tote ausgeladen und nicht mehr gehfähige Kameraden auf einen LKW verladen. Die übrigen liefen im tiefen Schnee noch sieben Kilometer bis zu einem Lager, wo nur Japaner waren.

Arbeit im Kohleschacht

Durch meinen guten Gesundheitszustand mußte ich sofort in einem nassen Kohleschacht Untertage arbeiten. Wir sahen aus wie die Eskimos. Arbeitsanzug, Wattehose, Wattejacke, Pelzmütze, Pelzmantel und für das Gesicht einen Überzug. Im Schacht mußten wir eine Verbindung zum Hauptschacht herstellen. Gebohrt wurde grundsätzlich ohne Wasser, so daß die

Gefahr bestand eine Staublunge zu bekommen.

Eines Tages hieß es, daß sich über uns ein großer See befindet. Wir mußten nach oben einen Luftschaft bauen! Plötzlich kamen durch das Loch von 2x2 Metern Wasser und Schlamm heruntergeschossen. Danach stand das Wasser 1,50 hoch. Verletzte gab es nicht. Diejenigen, die Untertage arbeiteten, bekamen täglich einen Zuschlag von 200 Gramm Brot und ein kurzes Stück Fisch mit Kopf. Eines Tages gab es wegen guter Leistung einen halben Eimer Reis mit Flecke. Doch wir konnten nichts vertragen und wurden alle fünf wegen Gelbsucht von der Arbeit befreit. Nach dieser Krankheit wurde ich über Tage eingesetzt und mußte Ziegel abladen. Dann mußte ich von Hand ein acht Meter tiefes Fundament für eine Schachtanlage graben. Nach einem Monat erlitt ich einen Schaden an der Wirbelsäule und hatte große Schmerzen. Dann bildete sich unter der Haut meiner Hände Eiter. Ich kam ins Lazarett und wurde sofort operiert. Nach der Verheilung der Wunden ging die Arbeit weiter. Im Sommer 1948 kam ich nach Stalinsk, wo ich wieder Untertage zur Arbeit in einem sechzig bis siebzig Zentimeter hohen Schrägschacht eingesetzt wurde. Hier wurde Steinkohle abgebaut. Die Arbeit erfolgte im Sitzen und Liegen. Einmal wurde uns allen schlecht und einer rief: Alles raus! Erdgas!

Wir mußten sieben Kilometer bis zum Lager laufen. Ich litt an völliger Unterernährung und hatte längere Zeit Arbeitsverbot. Dann durfte ich nur leichte Lagerarbeiten ausführen und konnte dabei mit anderen Kameraden reden. Ich stellte fest, daß auch zwei Freiburger und zwei Muldaer mit im Lager waren. Es waren Otto Zschau und ein Herr Graumnitz aus Freiberg. Aus Mulda Dr. Kurt Börner, Zahnarzt, und Helmut Uhlemann, der ehemalige Besitzer der Firma Uhlemann & Heinze. Sie gehörten zu den Internierten und durften auf vorgedruckten Karten schon nach Hause schreiben. Helmut Uhlemann opferte mir seine Karte und ich konnte meinen Verwandten mitteilen, daß ich noch am Leben war.

Schlechteste Lebensbedingungen

Unsere Lebensbedingungen waren schlimm. Temperaturunter-

schiede bis zu 100 Grad und immer wieder Hunger. Wir suchten auf der Müllhalde Kartoffelschalen und rösteten sie an der Ofentür. Einer hatte sich mal ein kleines Brot besorgt und auf einmal gegessen. Er verstarb noch am gleichen Tag.

Um Nahrungsmittel eintauschen zu können fertigten wir aus Aludraht und Glasbruch Lampenschirme. Durch Zusatz von Wasserglas, welches wir zum Herstellen von Schweißelektroden benötigten, konnten die Farben wischfest gemacht werden. Die Lampenschirme brachten uns zusätzliche Verpflegung, doch als sich mein Gesundheitszustand verbesserte mußte ich sofort wieder voll arbeiten.

Nach Hause?

Zur Jahreswende 1949/50 war wieder große Bewegung in den Lagern. Im Mai 1950 ging es Richtung Heimat, doch am Ural war Schluß, angeblich wegen des Koreakrieges. Erfreulich waren die besser werdenden Postverbindungen. Wir bekamen monatlich Päckchen, die vom evangelischen Hilfswerk und vom Caritasverband aus München zugeschickt wurden.

In Swerdlowsk wurde ich sofort als Glaser und Klempner im Wohnungsbau eingesetzt. Ich mußte erst einen Blechofen mit Ofenrohr und einen großen Tisch anfertigen, um arbeiten zu können. Der Kitt wurde aus Schlämmkreide und Palmolivenöl zusammengerührt, die Nägel aus Blech ausgehackt. Der Vorteil der Arbeit bestand darin, daß ich immer einen warmen Raum brauchte, damit der Kitt keinen Frost bekam. In den letzten zwei Jahren räumte man uns einen leistungsabhängigen Lohn ein. Allerdings war der Grundbetrag, der abgezogen wurde, so hoch, daß der Rest bei der Auszahlung gerade für zusätzliche Verpflegung reichte.

Im Februar 1953 wurden in der Nähe unseres Lagers mehrere Güterwagen abgesetzt, die für eine Heimfahrt geplant waren. Ein Ruhrverdacht und der Aufstand am 17. Juni 1953 in der DDR verzögerten die Abfahrt erneut.

Im August wurden zwei verschiedene Gruppen zusammenge-

stellt. Ich war bei derjenigen, die mit neuen Arbeitssachen eingekleidet wurde, und zur Rückfahrt Anfang September vorgesehen war. Die 1000 Mann dieses Transportes waren gemischt. Verurteilte, ehemalige Kriegsgefangene, einige noch nachverurteilte Internierte von 1945 und wir „Altverurteilten“ wie man uns in den Lagern nannte.

Trotz der inneren, unbeschreiblichen Freude wollte keine rechte Stimmung aufkommen, denn neben der Spannung über den Empfang waren wir noch sehr mit unserem hiesigen Leben behaftet. Außerdem haben wir gute Freunde zurücklassen müssen.

Die Vorgehensweise der Sowjets war so unterschiedlich, daß zu 25 Jahren Verurteilte zum Teil eher fahren durften, als die anderen.

Sieben Jahre und drei Monate mußte ich fern der Heimat verbringen und habe die tiefsten Abgründe des Daseins kennengelernt. Natürlich gab es daneben auch erfreuliche Erlebnisse, an denen man sich immer wieder aufrichten konnte.

Die Heimfahrt dauerte auch wieder fast einen Monat, aber diesmal in einem nicht verschlossenen Güterzug. In Deutschland bekamen wir dann 50 Mark, damit jeder im Personenzug nach Haus fahren konnte. Im Zug startete mich so mancher an, weil ich bei sommerlichen Temperaturen eine dicke Wattejacke trug.

Die Freude, wieder im Verwandtenkreis leben zu dürfen, war sehr groß. Schulfreunde waren schon verheiratet und hatten teilweise bereits eine eigene Wohnung. Mein Entlassungsgeld reichte gerade so für die Heimfahrt. An Arbeit war aus gesundheitlichen Gründen nicht zu denken. Erst im Januar 1954 gab mir eine Erholungskur durch den evangelischen Hilfsdienst wieder frischen Mut.

Mit 26 Jahren habe ich als Hilfsarbeiterlehrling von ganz vorn anfangen müssen, wie mit 13 Jahren als ich in die Lehre ging.

... eines Internierten, der Jahre später durch den Staatssicherheitsdienst der DDR erneut verhaftet wurde.

Das Kriegsende erlebte ich mit anderen Jugendlichen auf der Augustusburg. Als alles zu Ende war, habe ich zu Hause bei meinem Vater die Bäckerlehre fortgesetzt.

Am 5. Juli 1945 wurde ich hier in Naundorf verhaftet. Der damalige Bürgermeister von Naundorf, ein gewisser Gießer, der, wie sich später herausstellte, eigentlich SS-Mann gewesen war und Franke hieß, war in Naundorf mit neuer Identität Bürgermeister geworden. Er nannte als Grund für die Verhaftung meine angebliche Zugehörigkeit zum Werwolf. Neben mir wurden auch andere Naundorfer Jungen abgeholt. Als wir fort waren, mußte im Gemeindeamt das Zimmer neu renoviert werden, weil soviel Blut an den Wänden klebte.

Wir kamen dann nach Freiberg in das dortige Gefängnis. Die Vernehmungen durch einen NKWD Offizier und eine Dolmetscherin fanden grundsätzlich nachts statt. Man fragte mich nach meiner Tätigkeit in der Hitlerjugend und ob ich wüßte, wo Hitler sei. Von der Zugehörigkeit zum Werwolf sprach niemand mehr. Die Verhöre dauerten immer viele Stunden.

Am 12. August kam ich mit einem LKW-Transport nach Bautzen ins „Gelbe Elend“. Auf dem Weg dorthin fuhren wir auch durch meinen Heimatort Naundorf. In Bautzen waren wir zu mehreren Hundert in großen Sälen untergebracht. Morgens um 6 Uhr wurde geweckt. Nach dem Waschen gab es für jeden einen halben Liter Kaffee und 300 g Brot, mittags Suppe, die aus viel Wasser und zwei Teelöffel Graupen bestand. Viele hatten Wasser in den Beinen oder erkrankten an Lungenentzündung. Verhöre gab es in diesem Zeitraum nicht.

Täglich wurde jedoch zweimal gezählt.

Am 7. Oktober marschierten wir in Hundertschaften zum Baut-

zener Bahnhof, um dort verladen zu werden. Bis dahin wußte ich noch immer nicht, was Mühlberg war. Wir fuhren bis Neuburxdorf. Dort mußten wir alle raus und dann ging es - 3000 Mann - querfeldein

ins Lager Mühlberg. Das war am 8. Oktober.

Zu diesem Zeitpunkt gab es etwa 450 Personen im Lager. Später lebten 10 bis 12.000 Personen hier. Das Lager war in mehrere Zonen eingeteilt und streng durchorganisiert. Es gab eine deutsche Lagerverwaltung, die von den Sowjets eingesetzt worden war. Alles auch Internierte. Der Lagerleiter, ein gewisser Haller, soll bei den Nazis selbst Lagerleiter im Osten gewesen sein. Da ich in Turnsachen und barfuß verhaftet worden war, fror ich natürlich sehr. Meine Schwester hatte jedoch erfahren, wo ich hingekommen war. Als es eines Tages hieß: „Du, Hans, du mußt mit raus, deine Schwester ist da“, ließ ich mich für diesen Tag im Jauchekommando mit einreihen und konnte auf diesem Weg zu wärmeren Sachen kommen.

Ab Anfang 1946 hatte ich das Glück, als Melder meiner Zone tätig sein zu können. Am 15. Januar des gleichen Jahres kam, nachdem auch sie verhaftet war, meine zweite Schwester mit einem Transport nach Mühlberg ins Frauenlager. Sie arbeitete dann als Schwester in den Krankenbaracken.

Als ich an doppelseitiger Lungenentzündung und Rippenfellentzündung erkrankte, konnte sie mich pflegen. Ihr verdanke ich es, daß ich überlebt habe. Viele Kameraden starben. Im Winter 1946/47 waren es manchmal 120 bis 130 pro Tag. Die Toten wurden zum Tor rausgebracht und dort vergraben. Da wurde ein Loch geschippt und ein bißchen Erde drüber geworfen. Am nächsten Tag wurde erneut aufgegraben und die nächsten Toten bestattet.

Vom 10. Juli 1948 an gingen die ersten Entlassungen los. Dabei waren Hitlerjungen und BDM-Angehörige, SA-Leute, Ortsbauernführer und welche von der Frauenschaft. Zuvor waren aber schon einige Transporte in die Sowjetunion gegangen. Übrig blieben letztlich etwa 3000. Ich war unter ihnen, während meine Schwe-

ster entlassen wurde.

Wir kamen alle im September 1948 nach Buchenwald. Unterwegs konnte ich eine in einer Streichholzschachtel verborgene Meldung für meine Eltern aus dem Waggon fallen lassen. Die Nachricht kam auch wirklich in Naundorf an.

In Buchenwald war jede Baracke einzeln eingezäunt, so daß wir keinerlei Kontakte zu den in anderen Baracken liegenden Internierten haben konnten. Bis zu meiner Entlassung am 30. Januar 1950 habe ich dann, nachdem ich die erste Zeit nichts zu tun hatte, im Aschekommando arbeiten können.

Am Tag meiner Entlassung mußte ich unterschreiben, daß ich nicht über die Zeit in den Lagern reden werde. Vor meinen Augen zerriß dabei der NKWD- Bedienstete meine Akte und sagte dazu: „Gegen Sie liegt nichts vor.“

Zuhause habe ich dann meine Lehre beendet und später meine Meisterprüfung gemacht. 1960 übernahm ich die Bäckerei meines Vaters.

Am 24. August 1961 wurde ich erneut verhaftet, weil ich mich zuvor beim Einkauf in der Bäcker-genossenschaft in Freiberg negativ über Ulbricht und die Justizministerin Hilde Benjamin geäußert hatte. In Freiberg wurde ich dann von 16 Uhr bis 3 Uhr früh vernommen. Als ich beim Verhör angab, daß ich am 5. Juli 1945 wegen des Verdachts auf Werwolfzugehörigkeit verhaftet worden sei, tauchte plötzlich wieder die Mappe auf, die doch der Offizier 1950 in Buchenwald vor meinen Augen zerrissen hatte. Als ich angab, daß ich in Bautzen, Mühlberg und Buchenwald gewesen sei, sagte der Vernehmer, daß dies nicht stimmen könne und ich mir überlegen sollte, wo ich gewesen sei. Als ich nach drei Tagen Verhör - jetzt schon in Karl-Marx-Stadt- sagte, ich könne mich nicht mehr erinnern, in welchem Internierungslager ich gewesen sei, sagte der Vernehmer: „Sie wollten mir doch nicht etwa weiß machen, daß Sie in einer Mahn- und Gedenkstätte für die Opfer des Faschismus gesessen haben?“

Am 28. September 1961 wurde ich dann in Karl-Marx-Stadt zu sieben Jahren Zuchthaus wegen staatsgefährdender Hetze und

Propaganda 19, Abschnitte 1 - 3 verurteilt.

Erst am 9. März 1966 wurde ich auf Grund eines Gnadengesuches aus dem Zuchthaus Torgau entlassen.

Am 8. April 1991 hat der 1. Rehabilitierungssenat des Bezirksamtes Chemnitz das 1961 ergangene Urteil aufgehoben und mich rehabilitiert.

Aber noch immer warte ich darauf, daß wir auch eine angemessene Genugtuung für die Jahre in den Lagern erhalten. Dafür haben wir uns auch in der Vereinigung der Opfer des Stalinismus e.V. organisiert. Ich arbeite im Bezirksgruppenvorstand mit.

... als Strafgefangener im Zwickauer Schloß Osterstein

Der 3. Oktober 1955 war für mich jener verhängnisvolle Tag, an dem mein zukünftiges Leben eine jähe Wende nahm. An diesem Tag wurde ich durch die Stasi verhaftet.

Mit einer simplen Beleidigung fing alles an. Ich nannte einen SED-Genossen „Du Kommunistenschwein“. Ein anderer Genosse, dessen Name mir bekannt ist, ging zum Telefon und ließ mit dem Überfallkommando den „Provokateur“ verhaften. Dies geschah in Weißenborn. Man brachte mich nach Freiberg, wo ich die nähere Bekanntschaft mit der Stasi machen konnte. Tags darauf brachte man mich unter strenger Bewachung und unter Androhung „bei Fluchtversuch wird scharf geschossen“ ins Stasi-Gefängnis auf dem Kaßberg im damaligen Karl-Marx-Stadt. Man fand nämlich bei mir Flugblätter von der Westberliner Organisation „Kampfgruppe gegen die Unmenschlichkeit“ vom „Ostbüro“ der SPD und der Weißgardistischen Organisation „NTS“. Nach der Ankunft im Stasigefängnis mußte ich mich splitterackt ausziehen. Man schaute mir oben und unten rein. Danach bekam ich so eine Art Drillichanzug, den ich monatelang tragen durfte.

„Zelle 27“ war nun meine Unterkunft. Sie bestand aus einer harten Pritsche aus Brettern, drei Decken aus blaukariertem Bezug, einem Zahnputzbecher mit einer Holzzahnbürste und einem Handtuch. Links neben der Tür stand ein WC, darüber war ein Schalter, denn gespült werden konnte nur von außen. Der jeweilige Posten ließ sich damit natürlich Zeit, wenn einer „Groß“ gemacht hatte. Man wurde ständig durch den Türspion beobachtet. Es gab kaum einen toten Winkel in der Zelle, der nicht eingesehen werden konnte. Des nachts heulten die Bluthunde, unsere zusätzlichen Bewacher, auf dem Hof. Das Fenster bestand aus Glasziegeln, öffnen konnte man es nicht. Desweiteren brannte in der Nacht pausenlos eine Lampe in der Zelle.

Nun gingen die Vernehmungen los, die meist ein brüllender Leutnant mit mir durchführte. Die Vernehmungen waren zu unterschiedlicher Zeit, mal vormittags oder nachmittags und des nachts. Man saß dabei auf einem einfachen Sessel, durfte sich aber nicht anlehnen und das mitunter drei bis vier Stunden lang. Der Genosse Vernehmer blies einem den Zigarettenrauch ins Gesicht, mitunter war er freundlich und bot einem sogar eine Zigarette an. Ich habe nie eine genommen. Danach brüllte er um so lauter.

Einmal befand sich nach einer Vernehmung noch ein Mitgefangener in meiner Zelle, ein Zeuge Jehofas. Er hieß Max. Nun gab es für uns Gesprächsstoff, denn von den Zeugen Jehofas hatte ich bis Dato keine Ahnung. Lange waren wir nicht zusammen. Dann war ich wieder allein.

Später wurde ich in eine Dreimannzelle verlegt und lernte Fritze aus Berlin und Otto aus Netzschkau kennen. In der Zelle stank es fürchterlich, denn es gab keine Belüftung. So vergingen nun Wochen und Monate. Meine Mutter erkundigte sich in Freiberg bei der Polizei, da ich ja spurlos aus Weißenborn verschwunden war, nach mir. Sie bekam die lakonische Antwort: Ihr Sohn ist gut aufgehoben.

Ich war froh, daß mir meine Großmutter das Beten gelehrt hatte. Täglich wendete ich mich zum Gebet, und das gab mir Kraft. Dies fiel sogar dem Genossen Vernehmer auf. Freitags war meist Duschen. Das war eine Tortur beim Ausziehen und unter die Dusche stellen. Der diensthabende Posten drehte erstmal eiskalt auf und dann wieder kochend heiß, so daß ich hin und her hüpfen mußte. Daran hatte dieser Unmensch seine Freude. Danach mußte ich mich mit einer Klinge rasieren, die vor mir schon etwa 20 Personen benutzt hatten, so daß ich am Schluß im ganzen Gesicht blutete.

Die Verpflegung war einigermaßen. Meist gab es Eintopfgerichte. Morgens bekamen wir eine Scheibe Brot mit etwas Marmelade und Kaffee Marke „Spitzbohne“, abends ein Scheibchen Wurst mit etwas Margarine und Tee. Gab es Fisch, war dieser meist

schlecht gewässert.

Die Zeit verging und kurz vor Weihnachten bekam ich wieder meine Zivilsachen. Dann kam ich in die grüne Minna und wurde in die U-Haftanstalt Helmut-Just-Straße verlegt. Weihnachten und den Jahreswechsel verbrachten wir zu fünft in einer kleinen Zelle. Das Essen war schlechter als im Stasi-Gefängnis. Eines Tages wurde ich meinem Staatsanwalt vorgestellt, ein Herr Schmidt, der in seine kommunistische Ideologie verbohrte war. Er sagte zu mir: „Sie haben ja den faschistischen Keim schon im Mutterleibe empfangen.“ Dabei war niemand in unserer Familie ein Nazi.

Ein Rechtsanwalt wurde mir zugeteilt. Der hieß Dr. Walter Bauer. Am Revers trug er das Abzeichen der SED und sagte gleich: „Für sie kann ich nicht viel herausholen“.

Ich bekam eine Anklageschrift und durfte diese ca. eine Stunde behalten, um sie zu lesen.

Angeklagt wurde ich nach Artikel 6 der Verfassung der DDR wegen Boykotthetze, Kriegshetze, Widerstand gegen die Staatsgewalt und ähnlichem.

Der Termin für die Verhandlung vor dem 1. Strafsenat des Bezirksgerichtes Karl-Marx-Stadt wurde auf den 6. Januar 1956 festgelegt. Der rote Richter Genosse Keim verurteilte mich zu acht Jahren Zuchthaus unter Anrechnung der Untersuchungshaft. Das alles geschah unter „Ausschluß der Öffentlichkeit“, also hinter verschlossenen Türen. Im Februar kam ich dann per „Grotewohl Express“ nach Zwickau ins Schloß Osterstein, um die mir auferlegte Strafe anzutreten. Über der Tür zum Schloßhof stand: „Zur Strafe und Besserung“. Ich war also von nun an der Strafgefangene 222/56. Meinen Namen hörte ich nur noch selten.

Ich wurde ins Zellenhaus gebracht. Hier hausten wir zu viert in einer der kleinen Zellen. Der Fäkalienkübel stank fürchterlich, nachts kamen die Wanzen. Wir vier arme Sünder hatten eine Gesamtstrafe von 33 Jahren bekommen.

Das Frühjahr kam, und an die Zelle kam der Leutnant mit dem Spitznamen „Märchenprinz“. Er fragte mich, ob ich arbeiten woll-

te. Er sagte, daß Arbeit eine Vergünstigung sei.

Ich kam in die Anstaltswerkstatt und drehte Schrauben für einen Stundenlohn von 15 Pfennigen. Das teilte ich brieflich meiner Mutter mit, denn wir durften bei guter Führung monatlich 20 Zeilen nach Hause schreiben. Damit hatte ich unwissentlich gegen die geltenden Anstaltsregeln verstoßen und wurde von der Arbeit wieder abgelöst. So kam ich wieder in das Zellenhaus. Dort war ich mit Kriminellen aller Genres zusammen. Überall waren Spitzel der Stasi. Ein Kalfaktor durfte abends ausgehen, schlüpfte danach wieder in die Gefangenenkluft und spitzelte weiter. Das Zellenhausleben hatte mich nun wieder aufgenommen und damit auch die Wanzen.

Das Essen war miserabel, zeitweilig hungerten wir. Ein Gefangener, der sich über die schlechte Kost beschwerte, bekam zur Antwort: „Für die eine Stunde Freigang auf dem Hof reicht!“

Die Zeit lief weiter, doch dann kam wieder der „Märchenprinz“ und fragte mich, ob ich in meinem Beruf als Dreher arbeiten möchte. Er brachte mich in den VEB Wälzlagerwerk Fraureuth, ein Zweigwerk innerhalb der Anstalt. Dort wurde ich dem Zivilmeister, Herrn Kanis, vorgestellt, der mich dann mit der zukünftigen Arbeit an einer Spitzendrehbank vertraut machte. Ich drehte nunmehr Innen- und Außenringe für Wälzlager. Der Verdienst war nicht schlecht und man konnte sich dafür zusätzlich Lebensmittel kaufen. Ich kam also auf die sogenannte Belegschaft, wo bis zu 300 Arbeiter auf großen Sälen untergebracht waren. Ich arbeitete hier mehrere Jahre, erst als Dreher, dann als Gütekontrollleur und später dann, bis zu meiner Entlassung, als Brigadier.

Mein größter Wunsch war, nicht ernstlich krank zu werden, einfach zu überleben. Das Leben stand ja noch vor mir. Ich war bei der Verhaftung erst 25 Jahre alt. Die Inhaftierten wurden meist an kirchlichen Feiertagen einer Generalfilzung unterzogen. Das Unterste wurde zu oberst gekehrt, jeder Bleistiftstummel konfisziert.

Wer sich irgendetwas zuschulden kommen ließ, wurde von der

Arbeit abgelöst. Das traf auch für die zu, die die Norm nicht erfüllten. Im Zellenhaus gab es ja noch genug Arbeitskräfte, man konnte nach Belieben austauschen. Schloß Osterstein war damals stark überbelegt.

Das gesamte Wachpersonal hatte meist Spitznamen. Die richtigen Namen unserer Bewacher kannten wir nur in Ausnahmefällen. So gab es den Hosenrutsch, Leutnant Rau, Operettengeneral, Pipifax, Hodengriff, Fischmann, Zausel, Knochenkarl, Mungo Opa, den Bayer und den Schläger Tiger. Vergehen wurden meist mit 21 Tagen Bau im Keller oder im Elefantenbunker bei Wasser und Brot geahndet.

Die Nichtarbeiter trugen generell nur Holzschuhe, die Arbeiter dagegen Lederschuhe, die aus Polizei- und Armeebeständen stammten und dementsprechend ausgetreten waren. Jacke und Hose waren blau und mit eingenähten gelben Streifen versehen.

Meine gesamte Haftzeit betrug sechs Jahre, zwei Monate und zwölf Tage. Am 15. Dezember 1961 öffneten sich für mich die Gefängnistore. Der Anstaltsleiter Oberst Fink, entließ mich wegen guter Führung und Arbeitsleistungen mit einer Bewährungszeit von drei Jahren. Ganze 1000 Mark waren nach dieser langen Zeit meine Barschaft. Ich verdiente so im Schnitt 600 bis 650 Mark netto im Monat. Für DDR-Verhältnisse war das ein guter Verdienst. Die 1000 Mark waren der Rest, das übrige wurde für Kost und Logis einbehalten.

Weitere zehn Jahre gingen mir noch meine bürgerlichen Ehrenrechte verloren, so daß ich bis zum Jahr 1974 als vorbestraft galt. Ich durfte nicht wählen und war nicht wählbar und konnte keinerlei staatliche Stellungen bekleiden.

Nach der Wende wurde ich von einem Richterkollegium des Bezirksgerichtes Chemnitz voll rehabilitiert.

**Niedergeschrieben von dem ehemaligen politischen Häftling,
Gefangenenummer 222/56 des Strafvollzuges Zwickau,
Schloß Osterstein.**

... eines vom Staatsicherheitsdienst Verhafteten und von einem DDR-Ge- richt Verurteilten

In der unruhigen Zeit, in der die Grenze der ehemaligen DDR durch den Bau des antifaschistischen Schutzwalls im Jahre 1961 für alle Bürger zu einem großen Gefängnis werden sollte, wurde ich in Freiberg verhaftet.

Ich befand mich gerade auf dem Weg zur Arbeitsstelle, als zwei Männer auf mich zukamen, mir eine Sekunde lang einen Ausweis zeigten, und mich aufforderten in ein in der Nähe befindliches Auto einzusteigen. Während der ganzen Fahrt, die nach Karl-Marx-Stadt zum Kaßberg führte, wurde kein Wort gesprochen.

Die Aufnahme der eingelieferten Festgenommenen erfolgte im Keller des Gefängnisses. Die Kleidung mußte abgelegt werden und wurde gründlich durchsucht. Alle in der Brieftasche und der Geldbörse befindlichen Teile wurden mit preußischer Akribie von einem eigens dafür anwesenden Bewacher auf einer Liste vermerkt. Die Schnürsenkel und die Uhr wurden ebenfalls einbehalten. Dann durfte man sich wieder anziehen und wurde in eine nicht belegte Zelle gebracht. Sie war etwa 10 qm groß und hatte eine Pritsche, die für drei Mann bestimmt war und etwas mehr als die Hälfte des Raumes einnahm. Es befanden sich noch eine kleine Zentralheizung und ein Toilettenbecken in der Zelle. Das Toilettenpapier teilte ein Wachtmeister aus - meist Blatt für Blatt abgezählt. Es sollte nämlich nicht zum Schreiben benutzt werden können. Nach einiger Zeit folgte dann eine erste Bekanntschaft mit dem vernehmenden Offizier des Staatssicherheitsdienstes. Er erläuterte, wo man überhaupt sich hier befindet. Das war auch notwendig, denn ein Türschild am Eingang des Untersuchungsgefängnisses gab es nicht. Außerdem, so meinte er, wäre die Straftat so schwerwiegend, daß eine Verurteilung im

Bezirksgericht erfolgen müsse. Nachdem mir der Offizier einige Beweise für die Straftat vorgelegt hatte, es handelte sich dabei nach dem Strafergänzungsgesetz der DDR um „Hetze“, mußte ich einsehen, daß es nicht ratsam wäre zu leugnen. Ich wurde dann einem Haftrichter vorgeführt. Er fragte mich nach dem Motiv des schweren Verbrechens. Meine Antwort befriedigte ihn offenbar nicht. Was schließlich sollte ein Angeklagter auch zu einer Tat sagen, die in einer angeblich demokratischen Republik ein Staatsverbrechen war, während nach rechtsstaatlichen Grundsätzen eine Anklage nicht möglich wäre, weil sich dafür kein Paragraph im Gesetzbuch finden ließe!

Das durfte man natürlich nicht sagen. Es wäre sicher nur wiederum als Hetze ausgelegt worden. Der cholerische Haftrichter wurde auch ohnedies laut.

Dann kam ich wieder in die ruhige Zelle zurück und dachte daran, daß nicht jeder, der schreit auch unbedingt im Recht sein muß.

Die Vernehmungen zum Straftatbestand erfolgten in der Regel an drei bis vier Tagen in der Woche und dauerten etwa zwei Monate. Es wurden selbst belanglose Dinge und auch solche, die mit der Straftat in keiner Beziehung standen, ausführlich erörtert. Dabei war stets das Bestreben des vernehmenden Offiziers erkennbar, dem Häftling faschistische Aktivitäten zu unterstellen und ihn als Anhänger der nationalsozialistischen Ideologie zu diskriminieren. Dazu ein kurioses Beispiel: Jeder Wehrmachtsangehöriger, der im Winter 1941/42 in der Sowjetunion über vier Wochen im Fronteinsatz war, erhielt automatisch die sogenannte „Ostmedaille“ verliehen, die von den Soldaten als „Gefrierfleischorden“ bezeichnet wurde. Auf die Frage des Offiziers, ob ich während des Krieges Auszeichnungen erhalten hätte, sagte ich: „Ja, den Gefrierfleischorden, aber der ist eigentlich keine Auszeichnung.“ Der Offizier wußte mit diesem Begriff überhaupt nichts anzufangen und konnte ihn deshalb auch nicht in das Protokoll aufnehmen. Sein Versuch, die Sache gründlich zu klären, mußte scheitern, weil ich

vorgab, die offizielle Bezeichnung nicht mehr zu kennen. So schrieb er in das Protokoll, und das erfuhr ich eine Woche später, als ich es unterschreiben mußte, statt „Gefrierfleischorden“ „Eisernes Kreuz“. Als ich deshalb das Protokoll nicht unterschrieb, strich er nach längerem Disput das „Eiserne Kreuz“ und ersetzte es durch „Auszeichnung“. Auch das unterschrieb ich nicht, weil ich während des ganzen Krieges keine Auszeichnung erhalten habe. Das freilich wurde in keinem Protokoll erwähnt. Auch nicht, daß hier ganz bewußt versucht wurde, eine glatte Lüge für eine Anklageschrift festzuschreiben.

Der Beschuldigte hatte auch nicht die Möglichkeit, seine Aussage sachlich richtig protokolliert zu bekommen. Es wurden ihm Formulierungen in der MfS-Sprache unterstellt. Die vernehmenden Offiziere gehörten sicher zu den besten Fachleuten und wurden daher auch ausschließlich für die Aufklärung politisch motivierter Vergehen vom SSD eingesetzt.

Sind die monatelangen Verhöre beendet, hat der Häftling seine Ruhe und der Staatsanwalt die Arbeit. Doch er tat dies in einer äußerst nachlässigen Weise mit zahlreichen sachlichen Fehlern, einer zum Teil bewußt lügenhaften Darstellung von Tatsachen, mit ungenauen Ausdrücken und zahlreichen Verstößen gegen die Normen der Sprache. Mein damaliger Zellengenosse, ein junger Student, sagte als er seine Anklageschrift erhielt, man müßte diesen Staatsanwalt wegen Schändung der deutschen Sprache einsperren. Dadurch wurde mir aber wieder bewußt, daß sich der Häftling in seiner isolierten Umgebung praktisch nicht zur Wehr setzen und auch nichts beweisen kann.

Die Anklageschrift erhielt man vor dem Gerichtstermin etwa eine Woche lang täglich 30 Minuten zum Lesen. Darüber mußte jedes Mal quittiert werden. Die eigene Verteidigung wurde dadurch erheblich eingeschränkt, weil keine Aufzeichnungen gemacht werden durften. Außerdem besaß auch kein Häftling Papier und Bleistift. Nun erfuhr ich jedenfalls, daß ich angeklagt wurde „die politisch-ideologischen Grundlagen der Deutschen Demokratischen Republik angegriffen zu haben“. Große Worte für eine kleine Tat!

Erst nach diesem Zeitpunkt konnte man einen Wahl- oder Pflichtverteidiger sprechen. Damit war es auch nicht möglich, Empfehlungen für die Aussagen bei den Vernehmungen zu erhalten.

Das Gespräch mit dem mir zugeteilten Pflichtverteidiger fand in einem Raum statt, in dem sich lediglich ein Tisch, ein Telefon und zwei Stühle befanden. Er meinte, wir müßten uns mal ungestört unterhalten. Mit dem Finger zeigt er kurz auf sein am Rockaufschlag befindliches SED-Parteiabzeichen und sagte, dies hätte keine Bedeutung. Mir war klar, daß bei politisch motivierten Prozessen ein Verteidiger, ob er nun ein Parteiabzeichen trägt oder nicht, keinem Untersuchungshäftling helfen kann. So beantwortete ich die Fragen des Anwaltes mit knappen belanglosen Worten. Ich befürchtete auch, daß unser Gespräch mitgehört werden konnte. Die Unterredung war daher auch bald beendet und die Formalitäten der Prozeßordnung, die einen Verteidiger vor dem Bezirksgericht vorschreiben, waren erfüllt.

Zur Verhandlung vor dem Gericht muß der Angeklagte in einer gut bürgerlich aussehenden Kleidung erscheinen. Dafür sorgte der SSD - auch für einen ordentlichen Haarschnitt und für eine gute Rasur.

Am Prozeß nahm stets ein Angehöriger des SSD als Beobachter teil.

Anwesend war der Staatsanwalt Lach. Er gehörte während der Wende einer von Bürgerrechtlern gebildeten „Kommission gegen Machtmißbrauch und Korruption“ an, war also ein echtes Chamäleon! Weiter waren anwesend der vorsitzende Richter Hennig und die Schöffen Schiller und Engemann sowie der mir zugewiesene Pflichtverteidiger Rechtsanwalt Bauer. Dieser hat einen so weit vom Angeklagten entfernten Platz, daß er praktisch nicht mit ihm sprechen konnte. Da sie alle ein Parteiabzeichen trugen, hatte ich den Eindruck, in eine Parteiversammlung geraten und damit fehl am Platz zu sein. Zur Verhandlung erwartete ich nun, daß die vom Staatsanwalt genannten Angriffe auf die politisch-ideologischen Grundlagen zur Sprache kämen. Sie wurden jedoch nicht einmal erwähnt, sondern mit einer ge-

wissen Eleganz umgangen. Statt dessen warfen mir die Richter und der Staatsanwalt vor, „gehetzt“ zu haben, - ein Straftatbestand im Strafergänzungsgesetz, der nicht einmal exakt definiert werden konnte. Ihre Begründung war, daß ich einige der zahlreichen Lügen und Widersprüche, die fast täglich in den Medien der DDR nachzulesen waren, als Lüge bezeichnet und dies auch geäußert hatte. Genau das sei Hetze, so der Richter und der Staatsanwalt. Doch auch hier, wo es leicht ist, zwischen Lüge und Wahrheit zu unterscheiden, befindet sich der Angeklagte in einer benachteiligten Situation. Da er keinerlei Unterlagen zur Verteidigung benutzen darf, ist er nicht in der Lage irgendetwas zu beweisen. Die Verhandlung wurde so geführt, daß ich keinerlei Auffassungen vortragen konnte. In seinem Plädoyer fand der Staatsanwalt Worte, die für mindesten einen Bankraub angemessen gewesen wären. Er vergaß vor allem nicht, nachdrücklich zu betonen, daß es sich um eine kriminelle Straftat handle und sagte abschließend: „Sie waren schon früher ein Staatsfeind (damit meinte er die nationalsozialistische Zeit) und sind es heute wieder.“ Ich bezweifle, ob der Staatsanwalt sich des Sinnes seiner eigenen Worte bewußt war.

Jedenfalls war er der erste nach 1945, der mir den Vorwurf machte, damals ein Staatsfeind gewesen zu sein.

Das Urteil: 42 Monate Zuchthaus!

Einige Tage nach der Verurteilung ließ mich der vernehmende Offizier ein letztes Mal rufen und gab mir, wie er meinte, einige gute Ratschläge. Dann sagte er: „Ein Nazi waren Sie nicht“. Sicher wollte er damit nur demonstrieren, daß der SSD eben alles wisse.

Dann wurden wir in einem vergitterten Lieferwagen zum Hauptbahnhof gefahren und in den damals durch die ganze Republik verkehrenden „Grotewohl-Express“ verladen. In diesem Zug kam ich mit zwei Kindern im Alter von 13 und 14 Jahren zusammen. Sie erzählten, sie seien in Gartenlauben eingebrochen und hätten gestohlen. Der Zug fuhr über Gera, Weimar und Leipzig nach Waldheim. Vom Bahnhof fuhr man uns wieder in einem vergit-

terten Wagen zur Anstalt.

Dort angekommen erhielten wir erst einmal abgetragene Uniformen der Nationalen Volksarmee. Sie waren zusätzlich mit aufgenähten gelben Streifen versehen, so daß man nicht ohne weiteres in der Stadt frei herumlaufen konnte, ohne aufzufallen. Auf dem Gelände der Strafvollzugsanstalt befanden sich mindestens ein Dutzend verschiedener Werkstätten und Produktionseinrichtungen. Die neu ankommenden Häftlinge wurden auf diese, entsprechend ihrer beruflichen Eignung, verteilt.

So kam ich in eine vom VEB Textima eingerichtete große Werkhalle, in der vorwiegend Spindeln für Textilmaschinen hergestellt wurden. Zu diesem Zweck mußten Stahlzylinder auf ein bestimmtes Maß mit Hilfe von Drehbänken bearbeitet werden. Die Maschinen waren sehr alt, ihre Lager klapperten. So war die Maßgenauigkeit fast ausschließlich vom Geschick des Gefangenen abhängig. Die Ausschußmengen sammelten sich tonnenweise. Die Arbeitsbedingungen waren denkbar ungünstig, die Verpflegung dürrtig und auf Dauer nicht ausreichend. Die sanitären Verhältnisse in der Werkhalle und im Zellengebäude waren einfach mangelhaft. Temperaturen bis unter Null Grad und vor allem der ständige Lärm in der Halle verursachten bei vielen Gefangenen ein gereiztes und aggressives Verhalten. Hier kam ich mit vielen Häftlingen zusammen, vermied es aber stets mehr als ein paar belanglose Worte zu sagen. Niemand wußte, wer als Informant für den SSD tätig war. Selbst in einer Strafvollzugsanstalt hatte der SSD für seine Dienste Inhaftierte angeworben und ihnen eine vorzeitige Entlassung in Aussicht gestellt. Hier waren aber auch ehemalige Angehörige des SSD inhaftiert; sie hatten wohl zu viel interne Dinge ausgeplaudert.

Da es hier etwa 30 % politische Gefangene gab, konnte es zwischen den Gefangenen zu keiner Gemeinsamkeit und zu keinem Vertrauensverhältnis kommen. Nur wenige Wochen war ich an der Ausschußproduktion beteiligt, als ein Wachtmeister mich aufforderte, sofort mitzukommen. Er führte mich zum Anstaltsleiter des Krankenhauses, der einige, mir sonderbar erscheinende

Fragen stellte. Ob ich schon medizinische Untersuchungen ausgeführt hätte. Nein, sagte ich. Aber Sie haben doch schon in einem Laboratorium gearbeitet? Ja, sagte ich. Dann werden Sie hier im Labor des Krankenhauses arbeiten. Er gab Anweisung, mich zum Laborwachmeister zu führen, der mir erläuterte, was ich künftig zu tun hätte. Nämlich die technisch-medizinischen Untersuchungen auszuführen, soweit sie von den Ärzten (es handelte sich um drei inhaftierte Westberliner Ärzte) gefordert wurden. Er gab mir noch ein Buch, in dem ich alles Notwendige nachlesen sollte und auch noch eine andere, saubere Kleidung, so daß ich nun nicht mehr in der mir verhaßten Militäruniform herumlaufen mußte. Wie ich wenig später noch erfahren sollte, war für den Wachmeister der Begriff „Arbeit“ ein Fremdwort. Das galt auch für andere Wachhabende. Doch das erwies sich für mich als Vorteil. Ich machte meine Arbeit, so daß er nicht einmal seinen Mund aufzumachen brauchte, und so studierte er während des ganzen Tage nahezu ununterbrochen sein „Neues Deutschland“. Dies war gewissermaßen eine stillschweigende Vereinbarung, mit der wir gut auskamen.

Am letzten Tag dieser mehrjährigen Haftstrafe wurde ich zum Anstaltsleiter geführt. Nach einem längeren sachlichen Gespräch bat ich um Aushändigung des Urteils und der Anklageschrift. Beides erhielt ich nicht, nicht einmal eine Begründung dafür.

Die Erfahrung besagt, daß ein nicht wahrheitsorientiertes System auf Dauer nicht existieren kann. So war der geschichtliche Ablauf folgerichtig ein anderer, als es die angeblich historisch bedingten Gesetzmäßigkeiten und die Dogmen des Marxismus-Leninismus vorsahen.

... über eine Anwerbung als Inoffizieller Mitarbeiter für den SSD

Meine erste Bekanntschaft mit dem Staatssicherheitsdienst (SSD) erfolgte im Jahre 1954. Sie ist typisch für die in einer Diktatur herrschenden Verhältnisse. Damals sagte ein Arbeitskollege zu mir, ein junger Mann wünsche mich am Eingang meiner Arbeitsstelle zu sprechen. Der etwa 20-jährige wies sich als Angehöriger des SSD aus. Er sagte sogleich, ich brauche keine Angst zu haben. Ich war überrascht, aber auch neugierig, persönlich den Geheimdienst kennenzulernen, der zahlreiche spektakuläre Entführungen von Menschen von West nach Ost ausführte, die mir noch in lebhafter Erinnerung waren. Noch war mir unklar, welchen Zweck dieses Treffen haben sollte. Er sagte mir, es handle sich um eine Unterhaltung über die Arbeit und das Leben in Freiberg und fragte mich, ob ich heute nachmittag Zeit hätte. Ja, nach Dienstschluß meinte ich, wäre das möglich. Er schlug den Rathauseingang als Treffpunkt vor. Dort stellte er mir einen etwa vierzigjährigen Mann vor. Vom Pförtner des Rathauses bekam er einen Schlüssel für ein Zimmer im zweiten Stock. Der Raum war einem Wohnzimmer ähnlich mit mehreren Polstersesseln ausgestattet. Das Gespräch führte nun der Ältere. Seine dicke Aktentasche, in der ich ein Tonbandgerät vermutete, hatte ich ständig im Blick, aber sie wurde nicht berührt. Nach zehn Minuten einer recht belanglosen Unterhaltung ging mein Gesprächspartner zu einem in der Nähe befindlichen Kasten, der wie ein altes Grammophon aussah, und entnahm einen Aschenbecher und einen Apfel. Wieder ein Indiz zur Täuschung dachte ich! Und hier also dürfte das Tonbandgerät sein. Ich schaute auf die Uhr, wann wohl das Band gewechselt werden mußte. Einen sicheren Beweis für die Aufzeichnung des ganzen Gesprächs sollte ich Jahre später erhalten. Die weitere Unterhaltung ging nun auch um weniger banale Dinge. Zunächst um rein persönliche Belange, um meine Wohnverhältnisse, meine Ar-

beitsstelle, die Kollegen und die Vorgesetzten. Auch meine früheren Arbeitsstellen fanden offenbar ihr Interesse. Ich konnte mir allerdings schwer vorstellen, daß diese Kenntnis einen Wert für sie haben würde. So fragte ich die Beiden, warum sich ein Staatssicherheitsdienst für derartige Dinge interessiert, zumal diese doch nicht in ihre Kompetenz fielen. Die Antwort war: „Wir wollen, daß die Menschen zufrieden sind, dann haben wir auch weniger Arbeit.“

Weitere Fragen waren die nach meiner Militärdienstzeit, nach Truppenteil, Dienstrang und Auszeichnungen. Diese Fragen liefen natürlich darauf hinaus, ob sich Hinweise für eine Beteiligung an Kriegsverbrechen ergeben könnten.

Beinahe sprunghaft ging es von einer Frage und Antwort zur nächsten: Meine Meinung zum Judentum und zu den Konzentrationslagern, zum Faschismus (gemeint war der Nationalsozialismus) und zum Frieden.

Zum letzten Thema wurde ich aufgefordert, mit wenigen Sätzen ein Bekenntnis zum Frieden zu schreiben. Das Ganze sollte mit einem selbstgewählten Decknamen unterschrieben werden. Da damit keine Verpflichtung verbunden war, tat ich meinen beiden Gastgebern diesen Gefallen. Sie reichten mir sogar einen Füllfederhalter, mit dem ich schreiben sollte, obwohl ich in meiner Hand bereits ein Schreibgerät hielt. Es ging ihnen also nur um eine originale Handschriftenprobe! Eigenartige Methoden eines Geheimdienstes, dachte ich, aber schließlich haben sich seine Angehörigen, aus heutiger Sicht gesehen, qualifiziert.

Die Unterhaltung dauerte nun bereits vier Stunden. Draußen war es schon lange dunkel. Am vermuteten Tonbandgerät wurde drei Mal hantiert. Dann fragte man mich, ob ich bereit wäre, die Arbeit des SSD zu unterstützen. Sie seien nur wenige Angestellte und auf eine Mitarbeit der Bevölkerung angewiesen. Betont wurde zugleich auch, daß es sich nicht um Spitzeltätigkeit, sondern lediglich um eine Aufklärung handle. Was darunter genau zu verstehen war, blieb im Dunklen. So antwortete ich, daß ich davon überzeugt sei, mich für solche Aufgaben nicht zu eignen.

Meine ablehnende Haltung gegenüber derartigen Diensten war nach Lage der Dinge auch dadurch bestimmt, daß ich bei einer Zusage unweigerlich in den Verdacht geraten wäre, bereits für die „andere Seite“ zu arbeiten. Hinzu kam natürlich auch, daß ich nicht an der möglichen Verfolgung jener beteiligt sein wollte, die mit der offiziellen Staatsdoktrin nicht konform gingen.

Meine Bedenken versuchte der Ältere dadurch zu entkräften, daß er meinte, ein Einsatz würde nur gezielt gegen bestimmte Personen erfolgen. Ich sollte mir alles noch einmal ruhig überdenken.

Er gab mir auch noch seine Telefonnummer, die wie eine Rechnung aussah und daher als Rufnummer nicht sogleich erkennbar war. Würden wir uns einmal auf der Straße sehen, sollte ich ihn nicht grüßen. Eindringlich sagte er mir auch noch, niemand über das Gespräch zu informieren und auch keine schriftlichen Aufzeichnungen darüber zu machen, sonst..., und dies war das letzte Wort.

Wir gingen die Treppe zum hinteren Ausgang des Rathauses hinunter. Sie ließen mich hinaus und folgten nach zwei Minuten. Einen Monat später fand ein zweites Gespräch statt. Ich merkte, daß bei meinem Kaderleiter Informationen über mich eingeholt wurden. Daher ging ich einige Zeit später zu ihm und sagte, ich möchte mit den Beiden nichts mehr zu tun haben. „Welche Beiden, wen meinen Sie damit?“ „Die, die sich bei Ihnen über mich erkundigt haben“, sagte ich. „Bei mir hat sich niemand nach ihnen erkundigt, - waren die von der Polizei?“ „Nein, aber ich darf auch nicht sagen, von welcher Stelle sie kamen“!

Ich merkte, daß der Kaderleiter log, oder, um es taktvoller auszudrücken: Auch er durfte nicht die Wahrheit sagen, er gehörte zum System.



Bereits 1991 setzte die VOS-Bezirksgruppe Freiberg Gedenkkreuze auf den Gräberfeldern von Buchenwald und Mühlberg.

Die Verfasser der Erlebnisberichte haben darauf verzichtet, ihren Namen zu veröffentlichen. Alle Autoren sind dem Herausgeber persönlich bekannt.

Bescheinigung

Hiermit wird bescheinigt, dass ~~Herr~~, Frau Ilse Hertel, geb. 30.6.1918.
(Vor- und Nachname)

aus dem Internierungslager entlassen ist und sich auf dem Heimwege nach Sachsen,

Treiberg, Marienstraße 5.
(genaue Adresse)

befindet.

Diese Bescheinigung berechtigt obengenannten, die Eisenbahn zu benutzen. Als Personalausweis kann sie nicht dienen.

„14.“ Juli 1948.

Landespolizeichef

des Landes Sachsen-Anhalt

